

Sio

Sozialarbeit in Oesterreich

Zeitschrift für Soziale
Arbeit, Bildung und Politik



Sozialarbeit zwischen Inklusion und Exklusion

Heiko Kleve • Stefan Bestmann • Michaela Moser • Gertraud Pantucek • Peter Pantucek
Tom Schild • Meinrad Winge • Johannes Pfliegerl • Manuela Brandstetter • Friederike
Löbl • Hemma Mayrhofer • Anna Schachner • Elisabeth Raab-Steiner • Frederic
Fredersdorf • Erwin Gollner • Silvia Tuttner • Walter Perl • Frank Früchtel • Maria Moritz



Editorial

Die erste Ausgabe der SIÖ im Jahr 2013 beschäftigt sich mit dem Thema Exklusion und Inklusion im Kontext der Sozialen Arbeit. **Heiko Kleve** unterbreitet eingangs der Sozialen Arbeit den Vorschlag, das Konzept der sozialen Integration differenzierter zu benutzen und es durch den Begriff der *sozialen Inklusion* zu ergänzen. **Die AutorInnen des Ilse Arlt Instituts für soziale Inklusionsforschung an der Fachhochschule St. Pölten** haben sich der Frage gestellt: *Was kann, was soll Inklusion aus Sicht der Sozialarbeitsforschung und damit auch für Soziale Arbeit bedeuten?* Aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen, Diskursfeldern und Praxisbereichen wird diese Frage beleuchtet und letztlich eine gemeinsame Definition entwickelt. Und **Stefan Bestmann** untersucht die Frage, inwieweit die Implementierung der Behindertenrechtskonvention den Diskurs um die Inklusion eher zu einer Revolution, einer Illusion oder schlicht einem demokratisierteren Gemeinwesenalltag führen wird.

In Zukunft werden wir in den Beitragslängen der Texte wieder etwas zurückgehen und dafür mehrere gut lesbare Beiträge anbieten. Dabei ist der gute Mix zwischen wissenschaftlichem Anspruch und guter Lesbarkeit nicht immer leicht zu finden, insofern sind wir auf Ihre Rückmeldungen laufend angewiesen.

Peter Pantucek, Manuela Brandstetter und **Johannes Pflegerl** berichten über die Masterstudiengänge Soziale Arbeit an der FH St. Pölten. Mit **Friederike Löbl** versucht eine langjährige

Praktikerin mit ihrem „Organismusmodell“ einen Beitrag zur Entwicklung eines eigenständigen grundlegenden Theoriekonzepts für Soziale Arbeit zu liefern und hofft auf möglichst viel Feedback. Aufgrund der Komplexität haben wir den Text in zwei Teile gesplittet, wie das Modell angewendet werden soll, erfahren Sie in der Juni SIÖ. **Erwin Gollner** und **Silvia Tuttner** thematisieren die Bedeutung des Sozialkapitals in der kommunalen Gesundheitsförderung. **Hemma Mayrhofer, Anna Schachner** und **Elisabeth Raab-Steiner** stellen ausgewählte Ergebnisse einer Evaluation von beruflichen Integrationsmaßnahmen für junge Menschen vor. **Frederic Fredersdorf** stellt Projekte der Sozialarbeitsforschung auf Fachhochschulebene vor. **Walter Perl** repliziert in seinem Artikel auf **Hubert Höllmüller**, der in der letzten Ausgabe der SIÖ über die Sozialraumorientierung Graz „zeitverzögerte“ Fragen gestellt hat. Mit Sozialraumorientierung beschäftigt sich auch **Frank Früchtel**, und zwar als transdisziplinären Ansatz für die Soziale Arbeit. Und die OBDS Vorsitzende **Maria Moritz** nimmt im dritten und letzten Teil die Geschichte der Sozialarbeit von 1970 bis in die Gegenwart unter die Lupe. Sie sehen also, ein buntes und hoffentlich interessantes Potpourri auf insgesamt **52 Seiten**. Wir wünschen Ihnen bei der Lektüre der Artikel viel Spaß und angenehme (Lese)Stunden.

Ihr
FH-Prof. DSA Mag. (FH) Dr.
Roland Fürst, Chefredakteur

Offenlegung gem. Mediengesetz

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Österreichischer Berufsverband Diplomierter SozialarbeiterInnen (OBDS), A-1060 Wien, Mariahilferstr. 81/1/3/14, Tel. 01/5874656-0, www.sozialarbeit.at

Vorstand: DSA Georg Dimitz, DSA Maria Moritz, DSA Mag. Dr. Christian Stark, DSA Mag. Andrea Trenkwalder-Egger, Mag. FH Jochen Prusa
Geschäftsführer: DSA Herbert Paulschin

Blattlinie: SOZIALARBEIT in Österreich (SIÖ) ist die Fachzeitschrift des Österreichischen Berufsverbandes Diplomierter SozialarbeiterInnen. Sie wendet sich an Leserinnen und Leser, die Interesse an Sozialer Arbeit, Bildung und Politik haben. Sie berichtet über Grundlagen, Methoden, Modelle und Trends in der Sozialen Arbeit unter österreichischer und internationaler Perspektive. SIÖ beleuchtet die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. SIÖ tritt für die Berufsinteressen österreichischer SozialarbeiterInnen ein. Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr, jeweils im März, Juni, September und Dezember.

Bestellen Sie Ihr kostenloses Probeheft sozialmagazin, Heft 1-2/2013



Themen der nächsten Ausgaben

- Heft 3-4: Armut der Armutsberichterstattung
- Heft 5-6: Älter werden – Älter sein
- Heft 7-8: Männer in der Sozialen Arbeit
- Heft 9-10: Transnationale Erziehungshilfen
- Heft 11-12: Der sozialpädagogische Blick

Bestellen Sie Ihr Probeheft hier

Telefon 0049 6201/6007-330
Fax 0049 6201/6007-9331
E-Mail: medienservice@beltz.de
Internet: www.juventa.de
Beltz Medienservice
Postfach 10 05 65
D-69445 Weinheim

BELTZ JUVENTA

Inhalt

Standards	Schwerpunkt	Thema	Thema
Editorial Seite 2	Soziale Partizipation zwischen Integration und Inklusion Prof. Dr. Heiko Kleve Seite 10-11	Master-Studium Soziale Arbeit: Die Bologna-Architektur nutzen! Peter Pantucek und FH-Prof. Mag. Dr. Johannes Pflegerl Seite 21	Projekte der Sozial- arbeitsforschung an Österreichs Fachhoch- schulen Prof. (FH) Dr. habil Frederic Fredersdorf Seite 36-38
OBDS Aktuell Seite 4-5	Inklusion - Illusion - Revolution Prof. Dr. Stefan Bestmann Seite 12-15	Das Modul Diszi- plinäre Praxis im Masterstudiengang Soziale Arbeit FH-Prof. Mag. Dr. Manuela Brandstetter, DSA Seite 22-23	Bedeutung des Sozial- kapitals in der kom- munalen Gesundheits- förderung Prof. (FH) Mag. Dr. MPH Erwin Gollner und Silvia Tuttner BA, MA Seite 39-41
Magazin Seite 6-7	Inklusion ist ... Multiperspektivische Annäherungen an einen Begriff und seine Bedeutung FH-ProfessorInnen und DozentInnen vom Ilse Arlt Institut Seite 16-20	Das Soziale Organis- musmodell Friederike Löbl, DSA Seite 24-30	Sozialraumorientie- rung Graz - Mangel an anderen Aufregerthe- men? Dr. Walter Perl Seite 42
Veranstaltungen - Tipps Seite 8		Berufliche Integrati- onsmaßnahmen für junge Menschen mit Behinderung im Pra- xistest Mag. ^a Dr. ⁱⁿ Hemma Mayrhofer, Mag. ^a Anna Schachner, Bakk.phil und FH-Prof. ⁱⁿ Mag. ^a Dr. ⁱⁿ Elisabeth Raab- Steiner, DSA ⁱⁿ Seite 31-35	Sozialraumorientie- rung als transdiszipli- näre Soziale Arbeit Prof. Dr. Frank Früchtel Seite 43-45
Bücher - Infos Seite 51			Die Entwicklung der Sozialarbeit ab 1970 bis zur Gegenwart - Teil 3 DSA Maria Moritz Seite 46-50

Impressum

Sozialarbeit in Österreich (SIO): Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung & Politik, seit 1966; Erscheinungsort 1060 Wien, Verlagspostamt 7210 Mattersburg, Auflage: 2.800 Stück,
Druck u. Versand: Druckerei Wograndl GmbH., Druckweg 1, 7210 Mattersburg
Herausgeber, Medieninhaber und Verleger: Österreichischer Berufsverband der SozialarbeiterInnen - obds, A-1060 Wien, Mariahilferstraße 81/1/3/14, www.sozialarbeit.at, ZVR: 275736079
Redaktion: FH-Prof. Dr. Mag.FH. DSA Roland Fürst, DSA Gabriele Hardwiger-Bartz, DSA Mag.Rudi Rögner; Lektorat: Dipl.Päd. Susanne Fürst; E-mail: redaktion@sozialarbeit.at
Gestaltung: Werbeagentur Thomas Reiner • E-mail: thomas.reiner@chello.at • Fotos: Titel - © Aldo Gragnaniello - Fotolia.com, OBDS, zfg.
Sekretariat, Anzeigen, Abonnnenten-Service: Sozialarbeit in Österreich, 1060 Wien, Mariahilferstraße 81/1/3/14, Claudia Mehwald, Tel. 01/587 46 56-11; Fax: 01/587 46 56-10; Mo-Do 9-14 Uhr,
E-Mail: sekretariat@sozialarbeit.at. Anzeigen können auch auf unserer Homepage veröffentlicht werden. Wir senden gerne die aktuelle Anzeigenpreisliste zu.
Erscheinung, Preise, Abonnements: SIO erscheint vierteljährlich. Einzelpreis: € 7,50; Jahresabonnement € 25,- (zzgl. Versand). Das Abonnement gilt für ein Kalenderjahr und verlängert sich auto-
matisch jeweils um ein weiteres Jahr. Abbestellungen bestehender Abos sind bis drei Monate vor Jahresende mitzuteilen. Das Abo ist für Mitglieder einer Landesgruppe des OBDS kostenlos.
Information: Über zugesandte Manuskripte freut sich die Redaktion, behält sich aber vor, diese zu redigieren oder abzulehnen. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Auffassung der
Redaktion entsprechen.
Beilage: Eigenbeilage OBDS, LG Wien - Buta2014; Bildungshaus Breitenstein Folder



OBDS Aktuell

Bis jetzt dachte ich, ethisches Verhalten sei eine anerkannte zivilisatorische Errungenschaft. Nun wurde ich eines Besseren belehrt: „**Spezifischer Hirnschaden führt zu Selbstlosigkeit**“ hieß es in einer APA Meldung und einem Artikel im Standard vom 21.1.2013, und weiter: „Menschen mit einer spezifischen Schädigung der Amygdala - eines mandelförmigen Hirnareals - neigen zu selbstlosem Verhalten. Das konnten Wiener und südafrikanische Forscher in Vergleichen des Verhaltens gesunder und erkrankter Probanden zeigen, die im Fachmagazin „PNAS“ veröffentlicht wurden.“ Oder wie es ein Kommentar zum Artikel formuliert: „Wer sozial ist, muss schön deppert sein“. Nach erstem Ärger und Kopfschütteln neige ich angesichts der aktuellen Situation rund um den Entwurf zum Kinder- und Jugendhilfegesetz eher dazu die Diagnose zu akzeptieren. Wie könnte man sonst verstehen, dass Menschen, denen man die gesetzli-

che Regelung ihres Berufs verweigert und die sich auch sonst kaum über positives Feedback zu ihrer Tätigkeit – Stichwort Gutmenschen – freuen dürfen, weiter für gute Gesetze einsetzen, mit denen die Lage Benachteiligter verbessert werden soll? Die Chancengleichheit für Menschen mit Behinderung, die Sicherung eines Mindesteinkommens, der menschenwürdige Umgang mit Asylsuchenden und MigrantInnen sind Beispiele dafür.

Das neue KJHG ist eine Enttäuschung

Der Einsatz für ein gutes Gesetz bleibt unbelohnt. Gemeinsam mit Interessensgemeinschaften, Dachverbänden, privaten Trägern der Jugendwohlfahrt und der Kinder- und Jugendanwaltschaft hat sich der obds **für Verbesserungen eingesetzt. Der ursprüngliche Entwurf, an dessen Erarbeitung in einer** ExpertInnengruppe des da-

maligen Familienministeriums mit den KollegInnen Olga Zechner und Georg Dimitz beteiligt war, wurde im Hick-Hack zwischen Bund und Ländern über Geld und Kompetenzen bis zur Unkenntlichkeit deformiert und „entschärft“. Statt einer verbindlichen Verbesserung der Qualität wird es zu einer Verschärfung von Kontrolle bei gleichzeitig restriktiverem Hilfsangebot kommen:

- Das Vieraugenprinzip wird zur „kann“-Bestimmung herabgestuft.
- Fachkräfte, die in der Jugendwohlfahrt nur mit qualifizierter Ausbildung arbeiten dürfen, werden nicht konkret angeführt.
- Die einheitliche Dokumentation und Statistik werden im Bundesgesetz nicht definiert.
- Der Evaluationszeitraum wurde auf wirkungslose 5-Jahres-Zeiträume ausgedehnt.

Eine besonders gefährliche Tretmine wurde seitens des Justizministeriums in die Letztfassung reklamiert: Durch einen Zusatzpunkt in § 6 wird die Verschwiegenheitspflicht im Strafverfahren aufgehoben. Die Konsequenz daraus ist, dass in einem eventuellen späteren Strafverfahren SozialarbeiterInnen über den Inhalt von vertraulichen Gesprächen mit Menschen, die sich mit der Hoffnung auf Hilfe an sie gewendet hatten Auskunft, geben müssen. Diese abschreckende Hürde für die Kontaktaufnahme hat damit die Wirkung eines zusätzlichen Schutzes für die Täter – ein absurdes Ergebnis bei dem Bemühen um Schutz für Kinder.

Auch weitere Forderungen des obds, wie muttersprachliche Beratung oder der Schutz für unbegleitete minderjährige AsylwerberInnen und Flüchtlinge laut UN-Kinderrechtskonventi-

Luc Isebaert - Das „Brügger Modell“ ein Workshop zur Ressourcenorientierung bei Alkoholmissbrauch und Sucht



Das Brügger Modell folgt einem ressourcen- und lösungsfokussierten Paradigma. KlientInnen werden unterstützt, Verantwortung zu übernehmen, und gemeinsam mit professionellen HelferInnen tragfähige Ziele und eine geeignete Rückfallprophylaxe zu erarbeiten. Mit Fallbeispielen und Demonstrationen zeigt und erläutert Luc Isebaert die Arbeit mit dem Brügger Modell, u.a. mit scheinbar nicht motivierten KlientInnen. Das Modell ist unglaublich wirksam: In einer Studie konnte gezeigt werden, dass 4 Jahre nach der Behandlung über 80% der KlientInnen entweder abstinent sind, oder den Wandel zum kontrollierten Trinken geschafft haben.

Dr. Luc Isebaert, Begründer des Brügger Modells, Direktor des Korzybski-Instituts und bis 2006 leitender Psychiater im St. Jans Hospital in Brügge (Belgien), Autor diverser Bücher, enge Zusammenarbeit mit Steve de Shazer

Zielgruppe: SozialarbeiterInnen, ÄrztInnen, PsychotherapeutInnen und andere psychosoziale professionelle HelferInnen

Weitere Information und Anmeldung: www.netzwerk-ost.at, Tel.: 01/523 38 55
Wann: 13. Mai – 16. Mai 2013, jeweils 09:30 Uhr bis ca. 12:30 Uhr, Wo: in Wien



Gemeinsame Vorstandssitzung der schweizer, deutschen und österreichischen Berufsverbände in Basel

on und Flüchtlingskonvention wurde nicht in das Gesetz aufgenommen. Für blöd verkauft – siehe Einleitung dieses Beitrags – fühlt man sich aber erst dann richtig, wenn man die Stellungnahmen der ParteienvertreterInnen liest:

SPÖ Familiensprecherin Gabriele Binder-Maier sieht in der Novelle nur einen „ersten Schritt“. Man werde „sehr genau“ über einzelne Punkte diskutieren. Ablehnen will sie das Gesetz aber nicht: „Zähneknirschend gibt's meine Zustimmung.“

Leerer können Worthülsen kaum sein! ÖVP-Familiensprecherin Ridi Steibl (Vorsitzende des Familienausschusses) betonte, es sei wichtig, dass das neue Gesetz überhaupt komme. Sie sei zufrieden, dass es jetzt über die Bühne gehe, und froh, dass man das Gesetz so mit den Bundesländern durchbringe. Die Kapitulation des Parlaments vor den Ländern!

Also kurz: Keiner will es so, aber es kommt trotzdem. Hier sei nochmals auf die Einleitung des Artikels verwiesen.

Blick über den Tellerrand

Am 2. März trafen sich die Vorstände der Berufsverbände aus Deutschland, Österreich und der Schweiz in Basel. Wichtiges Thema war die Erarbeitung

bzw. Angleichung eines Grundsatzdokuments zur Berufsethik für die Länder im deutschsprachigen Raum. Dieser Prozess begann bereits 2010 in München und wird seitens des obds Vorstands insbesondere von Sabrina und Martin Lorber-Ofner wahrgenommen. Ein Entwurf für Österreich soll bis Herbst 2014 formuliert und, nach ausgiebiger Diskussion mit den Mitgliedern, bei der Bundestagung im Oktober 2014 in Oberösterreich beschlossen werden.

Übereinstimmung besteht auch zwischen den drei Ländern bei der ablehnenden Haltung zur Frage einer neuen Definition von Sozialarbeit, wie sie von manchen Vertretern der ifsw vorangetrieben wird. Unsere Position dazu ist, dass die bestehende Definition, die vor 13 Jahren nach achtjähriger Arbeitszeit von der Generalversammlung der ifsw verabschiedet wurde, einerseits inhaltlich noch voll gültig ist, andererseits der Weg der Implementierung in Ausbildung und gesetzliche Rahmenbedingungen der Sozialarbeit noch nicht abgeschlossen ist. Vor einer neuen Definition sollte die Anwendung der bestehenden und der Bedarf für Anpassungen evaluiert werden.

DSA Herbert Paulischin



NEUER STUDIENGANG

DISABILITY & DIVERSITY STUDIES – DDS*

Das berufsbegleitende BA-Studium vermittelt Fachkompetenz für die steigende Vielfalt in unserer Gesellschaft und Inklusion von Menschen mit Behinderung. Diskurse rund um diskriminierende Normalitätsmuster, die Genderdebatte sowie Fragen der Interkulturalität stehen dabei im Vordergrund.

Berufsperspektiven: Beratung, Begleitung und Assistenz von Menschen mit besonderen Lebenserschwernissen und deren Angehörigen; Beratung zur Technikentwicklung und Barrierefreiheit; Netzwerkkoordination und Personalmanagement in Nonprofit- & Profit-Unternehmen und Behörden.

www.fh-kaernten.at/dds



ES IST NORMAL VERSCHIEDEN ZU SEIN!“ MIT UNSERER VISION VERFOLGEN WIR KONSEQUENT DAS GESELLSCHAFTSPOLITISCHE ZIEL DER INKLUSION. UNSER GESAMTES HANDELN BAUT DARAUF AUF, MIT DEM NEUEN STUDIENGANG „DISABILITY/DIVERSITY STUDIES“ REAGIERT DIE FH AUF DIE DIESBEZÜGLICH STEIGENDEN ANFORDERUNGEN UND UNTERSTÜTZT UNS AUF DIESE WEISE MIT KÜNFTIG ENTSPRECHEND QUALIFIZIERTEN MITARBEITERINNEN UND MITARBEITERN.

ANDREAS JESSE, MBA
GESCHÄFTSFÜHRER AUTARK

* vorbehaltlich der
Genehmigung

WWW.FH-KAERNTEN.AT/DDS





Magazin

Durchbruch für das neue Bundes-Jugendwohlfahrtsgesetz

Bereits im Frühjahr 2012 war das neue Bundes-Rahmengesetz für die Jugendwohlfahrt („Bundes-Kinder- und Jugendhilfegesetz“) versandt wurden. Die Länder Steiermark, Burgenland und Oberösterreich verhinderten aber in der Folge aus finanziellen Motiven eine Einigung. Nun sagte der Bund die Abdeckung der finanziellen Mehrkosten (jährlich 3,9 Millionen Euro) zu, die Länder gaben den Widerstand auf und der Entwurf kann laut Minister Reinhold Mitterlehner im Februar 2013 den Ministerrat passieren.

Neu ist vor allem die Einführung des Vier-Augen-Prinzips bei der Gefährdungsabklärung. Jedoch wurde eine Ausnahme geschaffen. Wenn die Sachlage offensichtlich ist, soll die Beurteilung einer Fachkraft ausreichen. Auch für die „Hilfeplanung“ sollen mehrere Meinungen zu besseren Entscheidungen führen.

In diversen Bereichen werden bundesweite Vereinheitlichungen angestrebt, beispielsweise bei der Bewilligung privater Träger oder der Eignungsprüfung von Pflege- und Adoptivtern.

Aus: www.parlament.gv.at,
www.bmwfj.gv.at, Der Standard, 7.2.2013

BAGS-Kollektivvertrag: Plus 2,75 %

Am 4. Februar dieses Jahres kam es bei den Verhandlungen zum neuen Kollektivvertrag im Gesundheits- und Sozialbereich zu einer Einigung. Auf Arbeitgeberseite verhandelte der Verband Sozialwirtschaft Österreich (ehemals BAGS), die Caritas und die Diakonie und auf Arbeitnehmerseite die Gewerkschaften GPA-dpj und vida. Die Regelungen gelten für 120.000 MitarbeiterInnen, im Zuge der Verhandlungen wurden Protestkundgebungen in mehreren Städten durchgeführt.

Die Löhne in den Gehaltstabellen der Kollektivverträge werden demnach ab 1.2.2013 um 2,75 % erhöht, die Ist-Löhne und -Gehälter um 2,70 %. Weiters wurden geringfügige Verbesserungen vereinbart, beispielsweise wird die Pflegekarenz (max. 12 Monate) voll in die Dienstzeit eingerechnet. Unter den befassten BetriebsrätInnen war das Ergebnis sehr umstritten, die entsprechende Abstimmung endete nur mit einer knappen

Mehrheit von 21:19 Stimmen.

Näheres: www.bags-kv.at,
<http://diealternative.org>

Neues Sexdienstleistungsgesetz in Oberösterreich

Die Linzer Beratungsstelle Lena (Zielgruppe: Prostituierte bzw. Sexdienstleistende) begrüßt das neue Gesetz, welches seit Herbst letzten Jahres in Kraft ist. Das Gesetz – das erste in Österreich mit diesem Namen – führt eine Bewilligungspflicht für Bordelle ein, legt Pflichten für die BetreiberInnen fest, formuliert Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Sexdienstleistenden und stellt Hygiene-Anforderungen auf. Weiters regelt es gesundheitspolizeiliche Maßnahmen und Hausbesuche der Sexdienstleistenden.

Während beispielsweise in Schweden in den 90er Jahren aus menschenrechtlichen Überlegungen die Prostitution gänzlich verboten wurde, schlug man in Österreich wie auch in einigen anderen EU-Ländern den Weg der Entkriminalisierung und der Regulierung der freiwilligen Sexdienstleistungen ein. Die Maßnahmen dieses Gesetzes, mit denen die bisherigen Regelungen im Oö Polizeistrafgesetz abgelöst werden, stellen eine Fortführung dieses Weges dar.

Näheres: www.lena.or.at,
www.frauen.bka.gv.at/site/6375/default.aspx

Suchttherapie-Weiterbildung kann SozialarbeiterIn-Identität verdrängen

Da viele Suchtkranke meist auch von sozialen Problemen (Wohnung, Familie, Arbeitsplatz, Schulden) betroffen sind, beschäftigen die Einrichtungen für Suchtkrankenhilfe zahlreiche SozialarbeiterInnen. Viele von ihnen besuchen nach mehrjähriger Berufstätigkeit eine Weiterbildung im Bereich Suchttherapie, z. B. als Masterstudium.

Maria Ohling, Professorin an der Fakultät Soziale Arbeit in Landshut (Bayern), ging nun der Frage nach, ob diese Weiterbildung nicht als Nebeneffekt dazu beiträgt, dass sich die AbsolventInnen anschließend eher als SuchttherapeutInnen sehen denn als spezialisierte SozialarbeiterInnen. Deshalb wurden 30 von ihnen interviewt. Ihre Motivation zur Weiterbildung lag in der Sicherung ihres

Arbeitsplatzes und in der Aneignung von zusätzlichem „Handwerkszeug“.

14 von ihnen gaben an, dass sie sich nun weitgehend über die suchtherapeutische Tätigkeit definieren. Die andere Hälfte erhielt sich die sozialarbeiterische Identität weitgehend und bezeichnete sich als „SozialarbeiterInnen mit suchtherapeutischer Weiterbildung“. Nur zwei Interviewte sehen sich noch in erster Linie als SozialarbeiterInnen.

Ohling zieht daraus die Schlussfolgerung, dass in den Ausbildungsstätten mehr Inhalte der Suchtkrankenhilfe angeboten werden sollten, um eine schleichende Abwanderung in die therapeutische Identität zu verhindern.

Aus: FORUMSozial 3/2012

Bericht über die soziale Lage 2011-2012

Das Sozialministerium veröffentlicht alle zwei Jahre einen Sozialbericht, der ausführlich die eigene Arbeit beleuchtet und sozialpolitische Analysen bringt. Über etliche Neuerungen des Sozialressorts, wie etwa in den Bereichen Behinderteneinstellungsgesetz, Bildungskarenz, Bedarfsorientierte Mindestsicherung (BMS), Bildungskarenz oder Jugendarbeitslosigkeit wurde im SIO ohnehin laufend berichtet.

Im Folgenden werden einige Zahlen der sozialpolitischen Analysen herausgegriffen.

Die Zahl der BMS-BezieherInnen stieg seit der Wirtschaftskrise um 37 %, was auch auf die verstärkte Informationstätigkeit und auf den Abbau von Zugangsbarrieren im Zuge der Einführung der BMS zurückgeführt wird.

Während bei etwas weniger Menschen als zuletzt das Einkommen unter der Armutsgefährdungsschwelle (2010: 1.031 € 12 x pro Jahr für Einpersonenhaushalte) lag, stieg die Anzahl jener Personen, deren Situation soziologisch als manifeste Armut bezeichnet wird. Sie hat sich seit 2005 verdoppelt und lag 2010 bei 10,2 % der Bevölkerung.

Stolz wird die Arbeitslosenrate präsentiert, weil sich Österreich hier mit 4,5 % als Spitzenreiter sieht, der EU-27-Durchschnitt liegt beispielsweise bei 10,4 %.

Auf Betreiben der EU wurde 2010 von der Nationalbank erstmals die Vermögensverteilung durch eine freiwillige Erhebung erfasst, was einmal mehr bestätigte, was ArmutsforscherInnen schon lange berichten. Die 5 %

wohlhabendsten Haushalte besitzen 45 % des gesamten Vermögens und den ärmeren 50 % der Haushalte gehören nur 4 % des Gesamtvermögens. Anders ausgedrückt: Die durchschnittlichen Vermögen der Top-5 % sind 139 Mal mehr wert als die Vermögen der unteren Hälfte aller Haushalte.

Bestätigt wurde auch die Beobachtung, dass die eigene Einschätzung von den objektiven Zahlen stark abweichen kann. Nur 1 % der vermögendsten 20 % zählten sich zum obersten Vermögensfünftel, die anderen schätzten sich ärmer ein, und auch ein Teil der Personen mit einem sehr geringen Vermögen war der Meinung, sich in der Mitte der Vermögensverteilung zu befinden.

Näheres: www.bmask.gv.at,
www.parlament.gv.at

Bettelverbote teilweise aufgehoben

Das absolute Bettelverbot des Steiermärkischen Landes-Sicherheitsgesetzes wurde im Jänner dieses Jahres mit sofortiger Wirkung vom Verfassungsgerichtshof aufgehoben, denn es sei unsachlich und widerspreche der Menschenrechtskonvention. Daher gilt nun wieder die alte Regelung, welche nur aggressives Betteln und Betteln mit Minderjährigen untersagt.

In Oberösterreich hingegen wurde die Verfassungsklage gegen das landesgesetzliche Bettelverbot, welche von SPÖ und Grünen eingebracht worden war, abgewiesen. Der Verfassungsgerichtshof bestätigte die vor zwei Jahren neu geschaffene Regelung, welche Betteln erlaubt, aber aufdringliches oder aggressives Betteln verbietet.

Aus: <http://derstandard.at>, 10.1.2013 und 7.2.2013

Zweiter Wiener Sozialbericht erschienen

Nachdem das Land Wien 2010 erstmals einen Sozialbericht vorgelegt hatte, folgte Ende Dezember 2012 die zweite umfassende Darstellung zu den Bereichen Arbeitslosigkeit, Mindestsicherung, Pflege, Wohnungslosigkeit und Behinderung. Ergänzt wird sie diesmal um den Wiener Reichtumsbericht.

Die Anzahl der BezieherInnen der bedarfsorientierten Mindestsicherung (BMS) war im Jahr 2011 auf 129 000 Personen gestiegen (2010: 107 000 BezieherInnen). Bei der Präsentation war die Soziallandesrätin Sonja Wehsely auf die hohe Take up-Rate stolz. Sie liege in Wien bei 70 Prozent, während in Niederösterreich nur 19 Prozent der theoretisch berechtigten Personen die BMS-Leistung beantragen würden. Nach ihrer Meinung fehle in Wien der Rest auf 100 Prozent nur deshalb, weil diese Menschen nur eine Leistung von wenigen Euro erhalten würden

und deshalb auf den Antrag verzichten.

Als sozialpolitischen Erfolg verbucht der Mitautor DSA Peter Stanzl, dass die Zahl jener BezieherInnen, welche ausschließlich von der BMS leben zwischen 2010 und 2011 um 14 Prozent auf 12.313 Menschen reduziert werden konnte. Dies sei auf die gelungene Re-Integration in den Arbeitsmarkt zurückzuführen.

Weitere Unterschiede zu den Bundesländern sind ebenfalls interessant. Die Ungleichverteilung von Vermögen und Einkommen ist in Wien stärker ausgeprägt als in den anderen Bundesländern. Und mehr als die Hälfte der Haushalte sind Single-Haushalte, während es im übrigen Österreich 35 Prozent sind.

Aus: www.wien.gv.at/gesundheits/einrichtungen/planung/index.html (Download des Sozialberichts)

Erste Arztpraxis für Wohnungslose in Wien

Die medizinische Versorgung Wohnungsloser in Wien ist seit Jänner 2013 um ein Angebot reicher. Im 5. Bezirk wurde eine Praxis für Allgemeinmedizin mit fixen Ordinationszeiten eröffnet. Im selben Gebäude befinden sich bereits eine veterinärmedizinische Praxis und eine Zahnarztpraxis für Wohnungslose. Bewährt haben sich in den letzten Jahren auch die Besuche der eigens angestellten ÄrztInnen in den Häusern für Wohnungslose. Alle diese Dienste werden vom Verein Neunerhaus angeboten, einem freien Träger, und teilweise aus Spenden bezahlt.

Näheres: www.neunerhaus.at, Der Standard, 8.2.2013

Neues Modell Bildungsteilzeit beschlossen

Ende Jänner 2013 beschloss der Ministerrat ein Weiterbildungspaket, wodurch die Möglichkeit einer Bildungsteilzeit entsteht. Die Reduktion der Arbeitszeit kann zwischen vier Monate und höchstens zwei Jahre dauern. Bei einer Halbzzeitbeschäftigung beträgt das Teilzeitweiterbildungsgeld 456 Euro pro Monat und bei einer Arbeitszeitverringerung um ein Viertel 228 Euro. Bezüglich der Bildungskarenz wurde eine Verschärfung eingeführt. Wird die Karenz nämlich für ein Studium genutzt, muss künftig ein Leistungsnachweis ähnlich jenem für den Bezug der Familienbeihilfe vorgelegt werden.

Neu eingeführt wird analog zum Selbsterhalterstipendium für Studierende ein Fachkräftestipendium. Es soll gering und mittel qualifizierten ArbeitnehmerInnen und Arbeitslosen den Weg zur Ausbildung in Mangelberufen oder in der Pflege erleichtern.

Aus: www.bmask.gv.at, www.orf.at

Neues Familienrechtspaket ist in Kraft

Mit 1. Februar 2013 trat das Paket in Kraft. Mit ihm wird die Familiengerichtshilfe eingeführt, welche einvernehmliche Lösungen für die Kinder bei Scheidungen unterstützen soll. Sie wird schrittweise ausgebaut, im Juli 2014 sollen an 25 Standorten 200 GerichtshelferInnen tätig sein. Verpflichtend wird die Inanspruchnahme einer Erziehungsberatung im Zuge einer Scheidung. Besuchsregelungen direkt nach der Scheidung werden einfacher. Durch die Möglichkeit vorläufiger richterlicher Entscheidungen soll eine Entfremdung der Kinder von einem Elternteil verhindert werden. Weiters sollen BesuchsmittlerInnen tätig werden.

Das Kindeswohl wird ausführlich definiert und im Familienrecht verankert.

Die gemeinsame Obsorge kann künftig am Standesamt vereinbart werden.

Weiters wird das Namensrecht flexibler gestaltet und ledige Väter erhalten die Möglichkeit, die Obsorge zu beantragen, wie vom Gerichtshof für Menschenrechte urgiert worden war.

Aus: www.justiz.gv.at

Buch über Gewalt an Heimkindern präsentiert

Die Gemeinde Wien hatte den Sozialhistoriker Reinhard Sieder, Professor an der Universität Wien, mit der Untersuchung der gewalttätigen Erziehungsmethoden in den Wiener Kinderheimen beauftragt. SIO berichtete über die Präsentation des Endberichts im Juni 2012 (www.wien.gv.at/menschen-gesellschaft/pdf/endbericht.pdf). Der Studienverlag brachte nun die Untersuchung mit dem Titel „Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien“ in Buchform heraus. Bei der Präsentation Mitte Jänner dieses Jahres lasen einige ehemalige Heimkinder ihre Geschichten aus dem Buch vor. Sieder stellte fest: „Diese Institutionen haben ihren Zweck völlig verfehlt. Wer es als Heimkind geschafft hat, im Leben Fuß zu fassen, hat das ausschließlich seiner eigenen Kraft zu verdanken.“

Noch nicht abgeschlossen sind die Ermittlungen der Untersuchungskommission Wilhelminenberg unter der Leitung der Richterinnen Barbara Helige. In den online nachzulesenden Zwischenberichten wurde die mangelnde Kooperation des Personalamtes der Stadt Wien kritisiert.

Näheres: www.studienverlag.at, Der Standard, 16. und 17.1.2013, www.kommission-wilhelminenberg.at

Zusammengestellt von
Mag. DSA Rudi Rögner

Veranstaltungen – Tipps

Niederösterreich

Professionelles Schreiben in der Sozialarbeit – vom Gutachten bis zur Stellungnahme

Seminar mit DSA Dr. Roland Fürst
12.6.2013, 9-16 Uhr, Korneuburg,
NÖ Landesjugendheim
Veranstalter: NÖBDS,
www.niederoesterreich-sozialarbeit.at

Oberösterreich

Don't wait - Innovate!

BAWO-Fachtagung 2013
15.-17.5.2013, Wels, Schloss Puchberg
Veranstalter: Bundesarbeitsgemein-
schaft Wohnungslosenhilfe (BAWO)
www.bawo.at

Es ist nie zu spät - Resilienz im Spiegel neuer Erkenntnisse.

Fachtagung 2013
31.10.2013, 9-17 Uhr, Linz, Auf der Gugl
Veranstalter: Verein für Pflege- und
Adoptiveltern OÖ, www.planb-oö.at

Wien

Gutes Leben und Soziale Gerechtigkeit. Ilse Arlt (1876-1960). Pionierin der österreichischen Fürsorge-, Armuts- und Wohlergehenforschung

Ausstellung mit Rahmenprogramm
28.2.-28.6.2013, 1050 Wien,
Wirtschaftsmuseum
Vorträge:
24.2.2013, 19 Uhr: Social Settlements
- Über die Verbreitung einer Idee in
Österreich-Ungarn, Elisabeth Malleier
(Historikerin)
14.5.2013, 19 Uhr: GewinnerInnen
und VerliererInnen ökonomischer
Globalisierungsprozesse, Gertrude
Eigelsreiter-Jashori (Soziologin)
11.6.2013, 19 Uhr: Fürsorge im Hier
und Jetzt, Michaela Moser (Sozialarbei-
terin, Philosophin)
Veranstalter: Österreichisches Gesell-
schafts- und Wirtschaftsmuseum,
www.wirtschaftsmuseum.at

Sexualisierte Gewalt an Frauen und Mädchen. Von Prävention bis Intervention

Fachtagung
4.4.2013, 9.30-18.30 Uhr, Wien,
Europahaus

Veranstalter: Bundesverband der Au-
tonomen Frauennotrufe Österreichs,
www.frauennotrufe.at

Umgang mit Suchtmitteln in Einrichtungen

Seminar
25.-26.4.2013, Wien, Haus Kastani-
enallee
Veranstalter: Plattform Gesundheit und
Wohnungslosigkeit,
www.gesundheit-wohnungslosigkeit.at

Das Brügger Modell. Ressourcenorientierte Therapie bei Sucht und Alkoholmissbrauch

Workshop mit Luc Isebaert
13.-16.5.2013, 1070 Wien
Veranstalter: Verein Netzwerk OS'T,
www.netzwerk-ost.at

Deutschland

Wahrnehmen, Analysieren, Intervenieren. Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten

Jahrestagung
26.-27.4.2013, Frankfurt, Fachhoch-
schule
Veranstalter: Deutsche Gesellschaft für
Soziale Arbeit, www.dgsainfo.de/veranstaltungen/tagungen.html

Soziale Arbeit und Medien - Über Facebook, eDarling und Big Brother zur (inter-)aktiven gesellschaftlichen Teilhabe?

Jahrestagung
8.-11.5.2013, Bielefeld-Sennestadt
Veranstalter: Gilde Soziale Arbeit,
www.gilde-soziale-arbeit.de

Soziale Arbeit im Gesundheitswesen. Netzwerke stärken - Kooperation leben

DVSG-Bundeskongress 2013
10.-11.10.2013, Halle/Westfalen, Mes-
se- und Kongresszentrum
Veranstalter: Deutsche Vereinigung
für Sozialarbeit im Gesundheitswesen
(DVSG), www.dvsg.org

Schweiz

Mit Zielen arbeiten trotz widriger Umstände

5. Fachtagung Klinische Sozialarbeit
13.- 14. 6.2013, Olten
Veranstalter: Fachhochschule Nord-
westschweiz/Hochschule für Soziale
Arbeit, Avenir-Social,
www.klinischesozialarbeit.ch

Quartiersbezogene Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt. Verwertungslogiken, Aneignungsprozesse, Verwirklichungschancen

2. Internationale Tagung Soziale Arbeit
und Stadtentwicklung
20. – 21. 6.2013, Basel
Veranstalter: Fachhochschule Nordwest-
schweiz/Hochschule für Soziale Arbeit,
www.tagung-stadtentwicklung.ch

Wege zur Inklusion - eine Herausforderung für uns alle!

Neue Chancen für benachteiligte Kinder und Jugendliche?

FICE-Congress 2013
8.-12.10.2013, Bern
Veranstalter: FICE (Internationale
Gesellschaft für Erzieherische Hilfen),
www.fice-congress2013.ch

Türkei

Social Action in Europe: Towards Inclusive Policies and Practice.

3rd Ensact Joint European Conference
16.-19.4.2013, Istanbul, Grand Ceva-
hir Convention Center
Veranstalter: European Network for
Social Action, www.ensactistanbul.org

Lehrgänge

Mit den Zielen der KlientInnen arbeiten

Praxislehrgang für stärken- und res-
ourcenorientiertes Vorgehen in der
Sozialen Arbeit,
insgesamt 11 Seminartage und 4 Grup-
pensupervisionstermine
Start: 16.-19.10.2013
Ende: Juni 2014
Veranstalter: Verein Netzwerk OS'T,
www.netzwerk-ost.at

Soziale Arbeit

Masterstudium/Vollzeit und berufsbegleitend



Sie haben einen ersten Hochschulabschluss in Sozialer Arbeit oder einer verwandten Disziplin? In unserem Masterprogramm unterstützen wir Sie mit Mentoring, einer modernen Didaktik und forschungsorientiertem Lernen dabei, Ihr professionelles Profil zu entwickeln – weil das Sozialwesen innovative SpezialistInnen und Führungskräfte braucht.

Die FH St. Pölten...

...ist Österreichs führende Hochschule bei der Entwicklung einer wissenschaftlich begründeten Sozialen Arbeit und bietet langjährige Erfahrung in der Organisation berufsbegleitender Studien. Eine innovative Studienorganisation und Didaktik kommt Ihren Bedürfnissen entgegen. Pro Semester besuchen Sie 4 Präsenzblöcke mit insgesamt 12 – 15 Tagen. Dazwischen erledigen Sie Ihre Lernaufgaben selbstorganisiert. So können Sie in St. Pölten studieren, auch wenn Sie nicht in St. Pölten wohnen.

Zwei Vertiefungsrichtungen zur Wahl

■ Case Management:

Schwerpunkt auf Fragen der Organisation fallbezogener Unterstützung im Kontext multidisziplinärer Settings mit mehreren organisationalen AkteurInnen. Sie erhalten zusätzlich ein Zertifikat für Case Management.

■ General Social Work:

Generalistische und wissenschaftsbasierte Soziale Arbeit mit Fokus auf Konzepte der Sozialarbeit für die sich wandelnde Gesellschaft.

fh.master.abend

25.4.2013, 18 Uhr, FH St. Pölten

Informieren Sie sich aus erster Hand rund um den Master-Studiengang Soziale Arbeit an der FH St. Pölten! Anmeldung bis 23.4.2013 an E: margit.kranawetter@fhstp.ac.at

Informieren Sie sich über das gesamte berufsbegleitende Studienangebot des Fachbereichs Soziale Arbeit!

www.fhstp.ac.at/soziales/berufsbegleitend





Soziale Partizipation zwischen Integration und Inklusion

Ein Beitrag zur Soziologie der Sozialen Arbeit¹

Text: Prof. Heiko Kleve

Vorbemerkung

In den letzten Jahren ist die Debatte um Inklusion und Integration sowie um die Gegenbegriffe Exklusion und Desintegration in einer starken Vehemenz entbrannt. Sowohl in der Theorie als auch in der Praxis werden die genannten Begriffe benutzt, um Konzepte der sozialen Partizipation des Menschen einzufordern bzw. Probleme des sozialen Ausschlusses zu thematisieren. Dabei werden unterschiedliche Verständnisse dieser Fachterme in die Diskurse eingespeist.

In letzter Zeit wird der Inklusionsbegriff zunehmend verwendet, um normative Perspektiven zu entwickeln, nach denen alle Menschen unabhängig ihrer persönlichen Merkmale, ob diese nun geschlechtlich, biologisch-körperlich, ethnisch oder hinsichtlich der sozialen Herkunft markiert werden, die gleichen Teilhabechancen an der Gesellschaft haben sollen. Ein solches Inklusionskonzept geht mit menschenrechtlichen Normen einher, die die Gesellschaft und ihre maßgeblichen Institutionen auffordern, alles dafür zu tun, dass Inklusion für *alle* Menschen *regelmäßig* und *überall* gelingen kann. Freilich verdient dieses Konzept, von der Sozialen Arbeit unterstützt zu werden. Ist es doch ein zentrales Ziel unserer Profession, Inklusion gerade dort zu sichern oder (wieder) herzustellen, wo diese in Gefahr ist bzw. (noch) nicht realisiert wird.

In diesem Diskurskontext wird das Integrationskonzept vom Inklusionsansatz unterschieden. Denn Integration bezieht sich weniger auf die Sozialstruktur der Gesellschaft, die entsprechend den Notwendigkeiten der menschlichen Teilhabe zu verändern ist, sondern fokussiert das Individuum, das bestimmte Merkmale hat, die eine regelmäßige und gesellschaftsweite soziale Partizipation behindern. Für diese Menschen werden dann integrative Son-

dereinrichtungen geschaffen oder diese Menschen werden so unterstützt, dass ihre vermeintlichen Defizite so kompensiert werden, dass eine Teilhabe möglich wird. Etwas zugespitzt gesagt, könnten wir Inklusion verstehen als ein gesellschaftsveränderndes Konzept, das etwas etablieren soll, das als *differenzblinde soziale Partizipation* verstanden werden kann. Jenseits spezifischer persönlicher Merkmale (etwa hinsichtlich von Geschlecht, körperlicher Verfassung/Konstitution oder sozialer Herkunft) soll die soziale Teilhabe gelingen. Integration ist im Gegensatz dazu ein Programm, das gerade spezifische persönliche Merkmale fokussiert, um die davon ausgehenden Behinderungen der soziale Teilhabe durch – zum Teil auch diskriminierende, pathologisierende und stigmatisierende – Sonderbehandlungen zu kompensieren.

Allerdings lässt sich für die Soziale Arbeit noch ein gänzlich anderes Verständnis von Inklusion und Integration sowie von den dazu gehörenden Negativbegriffen entwickeln. Demnach werden auf der Basis soziologischer Verständnisse dieser Begriffe die sozialen Teilhabeprozesse in der Gesellschaft statt normativ eher *empirisch* betrachtet. Genau dieses Konzept soll im Folgenden skizziert werden.

Denn soziale Partizipation im Sinne der Teilhabe an gesellschaftlichen Institutionen wie Wirtschaft, Familie, Politik, Recht etc. wird in der Sozialen Arbeit gemeinhin mit dem Begriff *Integration* bezeichnet. Demnach sei die Aufgabe Sozialer Arbeit, soziale Integrationshilfe zu leisten, also Personen zu unterstützen, die aufgrund welcher sozialen oder individuellen Bedingungen auch immer von sozialer Desintegration, also von sozialem Ausschluss bedroht oder betroffen sind. Im Abgrenzung dazu mache ich der Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit den Vorschlag, das Konzept der sozialen Integration differenzier-

ter zu benutzen und es durch den Begriff der *sozialen Inklusion* zu ergänzen (vgl. ausführlicher dazu bereits Kleve 2000; 2004; 2007, S. S. 156ff./178ff.; 2010).

Integration

Soziale Integration ist diesem Verständnis nach ein Begriff der klassischen Soziologie, mit dem die moralische Einbindung von Individuen in die Gesellschaft bezeichnet wird. Die gesamte Gesellschaft wird demnach als ein normatives Gefüge betrachtet, in das die Einzelnen eingebunden werden. Diese Einbindung gilt als Voraussetzung für soziale Partizipation. Gesellschaft erscheint in dieser Perspektive als eine Einheit, deren integrierte Teile die einzelnen Individuen sind.

Der Sozialen Arbeit kann daher – auch wenn ihr Personal dies nicht intendiert – eine konservative bzw. strukturerhaltende Funktion unterstellt werden: Sie sorgt mit ihren Integrationsangeboten dafür, dass sich die Individuen an die normativen Vorgaben der Gesellschaft orientieren. Denn erst dann, wenn die gesellschaftlichen Normen individuell (bewusst oder unbewusst) als Orientierungspunkte dienen, kann nach dieser Konzeption soziale Integration gelingen.

Dieses aus der klassischen Soziologie stammende Integrationskonzept, so lautet meine These, ist der Dynamik der modernen Gesellschaft jedoch nicht angemessen. Nach Sichtung neuerer Gesellschaftstheorien, vor allem der Systemtheorie von Niklas Luhmann (1997) und ferner der Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas (1981), können wir erkennen, dass sich soziale Partizipation heute anders ereignet, dass sie sich genauer gesagt aufspaltet in mindestens zwei Formen: in **Integration** und **Inklusion**.

Inklusion

Niklas Luhmann beschreibt die moderne Gesellschaft als eine funktional differenzierte Gesellschaft, die sich in unterschiedliche selbstständige Bereiche wie Wirtschaft, Politik, Recht, Wissenschaft, Erziehung/Bildung, Religion, Kunst etc. aufteilt, in sogenannte Funktionssysteme. Von diesen Systemen können und dürfen Menschen allerdings *nicht* integriert werden; sie dürfen und können *nicht* Teile dieser Systeme werden, da sie gleichzeitig an mehreren dieser Systeme partizipieren müssen, wollen sie ihre biologischen, psychischen und sozialen Bedürfnisse befriedigen. Denn in der modernen Gesellschaft regeln die Funktionssysteme in jeweiliger Eigenregie die Verteilung biologisch, psychisch und sozial notwendiger Güter (etwa Nahrung, Kleidung, Wohnraum, Bildung, Geld, Wissen, Recht, Kultur etc.). Die soziale Teilnahme an den Funktionssystemen gelingt nicht als Integration, sondern als *soziale Inklusion*. Während Integration normativ-soziale bzw. moralische Einbindung meint, bezeichnet Inklusion, *dass Menschen von den Funktionssystemen als Personen für relevant gehalten werden*. Um als Person für die Funktionssysteme relevant zu sein, ist nicht (wie bei der Integration) die Akzeptanz oder Verinnerlichung von normativen Vorgaben notwendig, sondern die Möglichkeit, Kommunikationsmedien wie Geld, Bildung, Wissen, Recht, Macht etc. ins Spiel zu bringen, um die Leistungen in Anspruch zu nehmen, die die Funktionssysteme offerieren.

Zwischen Integration und Inklusion

Allerdings bedeutet das bisher Gesagte nicht, dass wir den Integrationsbegriff ganz aufgeben müssen, um die soziale Partizipation in der modernen Gesellschaft zu beschreiben; wir sollten ihn jedoch reservieren für die soziale Partizipation hinsichtlich der Bereiche, die wir in Anlehnung an Jürgen Habermas *Lebenswelten* nennen können. Lebenswelten sind u.a. die sozialen Nahbereiche des gegenseitigen Vertrauens, der Privatheit und Intimität (etwa Familien-, Liebes- und Freundschaftsbeziehungen). In diese Bereiche werden Menschen integriert, hier spielen Normen und Werte sowie moralische Kommunikationen eine entscheidende Rolle. Mein Vorschlag lautet also, *dass wir den*

Begriff der Inklusion für die soziale Partizipation an den Funktionssystemen benutzen und Integration verwenden sollten, um die soziale Einbindung in die Lebenswelten zu bezeichnen. Diese begriffliche Differenzierung bietet sich mindestens aus drei Gründen an:

Erstens können wir mit dieser Differenzierung an aktuelle Diskurse in der Soziologie anschließen, in denen neben dem Begriffspaar Integration/Desintegration die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion genutzt wird, um soziale Teilhabe- und Ausschlussprozesse zu thematisieren und die Funktion der Sozialen Arbeit in diesem Kontext zu verorten (vgl. Merten/Scherr 2004).

Zweitens macht die begriffliche und konzeptionelle Differenzierung von Integration und Inklusion deutlich, dass Klientinnen und Klienten Sozialer Arbeit und freilich auch die professionellen Helferinnen und Helfer mindestens in zwei unterschiedlichen Systemformen Anschluss finden müssen: in Funktionssystemen und Lebenswelten. Funktionssysteme und Lebenswelten unterscheiden sich jedoch nicht nur hinsichtlich ihrer Partizipationsformen voneinander. Die unterschiedlichen sozialen Partizipationsformen sind sozusagen Oberflächenphänomene einer gegensätzlichen sozialen Tiefenstruktur. Während in den Lebenswelten zeitliche und personelle Beständigkeit erwartet werden und die Kommunikationen diskursiv offen verlaufen, so erwarten die Funktionssysteme von den Individuen Flexibilität und Mobilität sowie die Akzeptanz strategischer und rationaler, ziel- und ergebnisorientierter Kommunikation. Daher stehen heutige Individuen zwischen Integration und Inklusion und sehen sich widersprüchlichen Verhaltenserwartungen ausgesetzt, die bis auf die psycho-emotionalen Befindlichkeiten durchschlagen und möglicherweise Anstoß für die Zunahme von psychischen und psycho-somatischen Symptomen sind.

Drittens lassen sich aus der hier vorgeschlagenen Differenzierung von Integration und Inklusion methodische und organisatorische Innovationen ableiten, die insbesondere dort zum Tragen kommen, wo die Soziale Arbeit mit den Widersprüchen von lebensweltlich-normativen Einbindungen und funktionssystemischen Teilhabechancen zu tun hat. So kann es etwa sein, dass die soziale Inklusion von Klientinnen und Klienten bedroht ist, weil die soziale Integration zu stark ist, also individuelle Mobilität und Flexibilität zu einge-

schränkt sind. In solchen Fällen müsste die Strategie Sozialer Arbeit auf *Desintegrationshilfe* hinaus laufen. Jedenfalls scheint eine Aufgabe der Sozialen Arbeit zu sein, die unterschiedlichen Formen der sozialen Partizipation in ihren verschiedenen Verkopplungen von Integration/Desintegration und Inklusion/Exklusion (vgl. Kleve 2004, S. 183ff.) in der modernen Gesellschaft zu beobachten und dann einzugreifen, wenn notwendige Integrationen und/oder Inklusionen beschädigt sind, gänzlich ausfallen oder andere Partizipationsprobleme bestehen.

Literatur

- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Zwei Bände. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kleve, Heiko (2004): Die intime Grenze funktionaler Partizipation. Ein Revisionsvorschlag zum systemtheoretischen Inklusions-/Exklusions-Konzept, in: Roland Merten/Albert Scherr (Hrsg.): Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS 2004, S. 163-187.
- Kleve, Heiko (2005): ... zwischen Integration und Inklusion, in: sozialpädagogische impulse, 1/2005, S. 19-21.
- Kleve, Heiko (2007): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. Wiesbaden: VS.
- Kleve, Heiko Kleve (2010): Vielfalt und Differenz zwischen Integration/Desintegration und Inklusion/Exklusion, in: Sabine Krönchen (Hrsg.): Vielfalt & Inklusion. Herausforderungen an die Praxis und die Ausbildung in der Sozialen Arbeit und Kulturpädagogik. Mönchengladbach: Hochschule Niederrhein 2010, S. 47-61.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zwei Teilbände. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Merten, Roland; Scherr, Albert (Hrsg.) (2004): Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS-Verlag.

Prof. Dr. Heiko Kleve, Prodekan an der Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozialwesen, Sozialarbeiter/Sozialpädagoge & Soziologe. Konflikt-Mediator; Systemischer Berater; Case Manager/Case Management-Ausbilder; Supervisor & Systemischer Supervisor.



Inklusion - Illusion - Revolution?

Text: Prof. Dr. Stefan Bestmann

Hinführung

Üblicherweise kaufen wir sogenannte Lebensmittel im Einkaufsladen, heutzutage ja fast nur noch im Supermarkt. Früher gab es immer ein Schwätzchen im Einkaufsladen an der Ecke. Ich habe in meinem Berliner Wohnquartier noch so einen Bäcker an der Ecke, der selber bäckt und keine Industrieware verkauft. Dort gibt es neben den leckeren Brötchen zumeist ein kurzes Gespräch, ein Wiedererkennen und ein freundliches ‚Auf Wiedersehen‘. Samstags ab halb neun morgens bildet sich zumeist eine Schlange von Wartenden, alle aus der Nachbarschaft, was **üblicherweise** zu noch mehr Schwätzchen führt. Lebensmittel im Sinne von Nahrungsmitteln sind die Grundlage der biologisch-physiologischen Existenz. Als Mensch benötigen wir aber durchaus mehr bspw. einen Lebensmittelpunkt. Das ist in der Regel der Ort, an dem ich lebe, an dem ich wohne, mein Zuhause habe, an dem mein soziales Leben stattfindet und sich meine Nachbarschaft gestaltet. Diese Aspekte stellen ebenfalls sogenannte Lebensmittel dar in Form einer existenziell notwendigen psycho-sozialen Nahrung: der soziale Austausch, die Kommunikation, die Nachbarschaft, das Wichtigsein **für jemanden, wahrgenommen und anerkannt werden**. Soziologisch gesehen bedeutet dies in gewisser Weise Inklusion. Ein Teil vom Ganzen zu sein, also einen Teil zu haben und zugleich einen Teil zu geben.

Der folgende Text skizziert die gesellschaftlichen und professionsethischen Ausgangslagen und zugleich Herausforderungen für die Implementierung der Behindertenrechtskonvention (BRK). Handlungspragmatisch wird das Fachkonzept Sozialraumorientierung als Umsetzungsmotor angeboten, wenn gleich abschließend notwendig kritische Perspektiven benannt werden.

Ausgangslage

Unser soziales Zusammenleben und die bestehenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sozialisieren uns Menschen. Zugleich verfügen wir **über zumindest** potenziell bestehende Freiheiten, d.h. das Vorhandensein von Wahlmöglichkeiten und sind so mehr als das reine Produkt einer Gesellschaft. Es bestehen folglich wechselwirksame Prozesse zwischen Individuum und Gesellschaft. In der sich aktuell zeigenden, nennen wir es kapitalistisch-deregulierten Gesellschaftsform in Deutschland aber durchaus auch in Österreich, scheint eine deutliche Verstärkung der Individualisierung zu bestehen. Die biografischen Verläufe individualisieren sich zusehends und zugleich – so zumindest die soziologische These (Beck 1996) – besteht eine Pluralisierung bzw. Vermehrung an Optionen und, je nach Ausgangslage und Nutzungspotenzial, auch eine Vielzahl an den Umsetzungsmöglichkeiten. Diese Individualisierungsprozesse können aber zugleich als gesellschaftliche Ent-Solidarisierungen verstanden werden. Jede und Jeder wird so immer mehr zum eigenen Glückes Schmied und damit verantwortlich für das eigene Unglück. Es wächst in den letzten beiden Dekaden eine tendenziell ‚privatisierte Gesellschaft‘. In einem solchen Ausgangskontext steht die Profession Soziale Arbeit vor einer zentralen Entscheidung in ihrem Selbstverständnis: nimmt sie das aktuell gesellschaftliche Bedingungsgefüge als gegeben an und verwaltet dieses nur oder sieht sie sich selbst als ein Gestaltungsakteur und handelt folglich nicht allein auf einer privatisierten individuellen Ebene sondern zugleich im sozialökologischen Kontext der jeweils individuellen Ausgangslage. Das Gestalten von Ermöglichungsbedingungen hat somit das Zusammenspiel von Individuum und Gesellschaft und

damit beide Aspekte zeitgleich im Blick. Sogenannte Teilhabezugänge werden dabei zum zentralen Handlungsansatzpunkt und bilden eine wesentliche Leitkategorie einer so verstandenen Profession Soziale Arbeit. Neudeutsch sprechen wir, durch andere Diskurse angeregt, auch von Verwirklichungschancen oder capability sets (Nußbaum 1999; Schrödter 2007; Sen 1985). Eine Herausforderung nicht nur der Sozialen Arbeit aber dieser im Besonderen liegt darin, eine für die Menschen alltagskompatible Perspektive einzunehmen, d.h. sich der Komplexität des Alltags der Menschen zu stellen und nicht diese durch ein vermeintliches, jedoch stark segmentierendes Spezialistentum durch sogenannt funktionale Differenzierungen zu reduzieren. Hierdurch entfernen sich die professionellen Sichtweisen deutlich von den alltagsbezogenen Wirklichkeitskonstrukten der Adressaten. Durch die benannten Individualisierungsprozesse verringert sich folglich die Passung für vorab standardisierte, auf sogenannte Zielgruppenphänomene reduzierte Stangenangebotsware Sozialer Arbeit. „Die Probleme der Menschen sind fast immer komplexer Natur und können nicht erfolgreich in segmentierten Ansätzen gesehen werden, sondern erfordern umfassende Bearbeitungen“, argumentieren die österreichischen Kolleg_innen Renate Schnee und Christoph Stoik (Schnee/Stoik o.J.:3). Eine der Hauptkrankheiten der postindustriellen Gesellschaften liegt in der Beziehungslosigkeit, in der ‚Atomisierung der Gesellschaft‘ (Penta 2010), der Individualisierung, der Ent-Nachbarschaftung, der Ent-Solidarisierung und der ‚Privatisierung der Risiken‘ (Böhnisch 2010). Soziale Arbeit steckt nach einer kritischen Analyse von Klaus Dörner (2012) nach wie vor eher in einem industriellen Verständnis von Homogenisierung, Differenzierung, Spezialisierung

von Arbeitsprozessen, Stationierung, Ausschließung etc.

Ein methodenintegratives und demokratieförderndes Verständnis Sozialer Arbeit

Die Zielstellung und professionsethische Leitlinie einer professionellen Sozialen Arbeit liegt in der Ermöglichung eines selbstbestimmteren gelingenderen Alltags der Adressaten (Thiersch 1986). Ausgehend von ihrem je eigenen Anliegen werden die Menschen unterstützt, sich eine Selbstbestimmung zur Bewältigung ihres Lebensalltags (wieder) zu erarbeiten (Oelerich u.a. 2005). Der Adressat wird hierbei in seiner Subjektstellung gesehen. Er ist nicht ein Objekt sozialarbeiterischer Behandlung sondern ein Subjekt in einer demokratischen Bürgergesellschaft. „Droht der Bürger als handelndes Subjekt zu verschwinden, da seine Selbstinterpretation durch die professionelle Interpretation überformt wird“ (Langhanky u.a. 2004:41), wird er zu einem „Klienten“ (ebd.) degradiert, der in seiner Selbstbestimmung und seinem Bürgerstatus eher geschwächt denn gestärkt ist. Eine demokratiefördernde Soziale Arbeit reproduziert folglich die zuvor benannten Entsolidarisierungsprozesse einer privatisierten Gesellschaft durch ihr Handeln nicht sondern wirkt diesem Prozess gleichsam aktiv entgegen. Es geht dabei um Ermöglichungsbedingungen für das Handeln des Individuums aus sich selbst heraus und zugleich um Bedingungen, die dieses individuelle Handeln auf einer gesellschaftlichen Ebene beeinflussen. Viele Menschen in benachteiligten Lebenslagen sind von der Teilhabe und Teilgabe an gesellschaftlichen Mitgestaltungsprozessen ausgeschlossen. Hier ist es eine zentrale und notwendige Aufgabe von Sozialer Arbeit, die Menschen in der Wahrnehmung ihrer Teilhabe und auch ihrer Teilgabe zu unterstützen. Im Bereich der personenbezogenen Sozialen Arbeit wird nach wie vor zumeist das Hauptaugenmerk auf die individual-persönlichen sowie die Familiensystem bezogenen Faktoren gelegt. Dieser Blick wird erweitert und berücksichtigt zudem die außerhalb eines Familiensystems wirkenden und damit auf dieses maßgeblich Einfluss nehmenden Faktoren. In der Professionsgeschichte Sozialer Arbeit ist der methodische Dreiklang von Einzelfall-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit ein alter Hut. Die Soziale Arbeit raubt sich jedoch ihrer ei-

genen Professionalität, wenn sie diesen Dreiklang in seiner stimmigen Melodie aufsplittet und individualisiert im Sinne eines delegierenden und damit eintönigen Spezialistentums.

Die Vision einer inklusiven Gesellschaft

Durch das Inkrafttreten des „Übereinkommens über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ kurz Behindertenrechtskonvention (BRK) der Vereinten Nationen im März 2009 in Deutschland und bereits ein halbes Jahr zuvor in Österreich wurde ein zentraler Meilenstein gesetzt. Die konsequente Umsetzung der geforderten Maxime unterstützt den gesellschaftlichen Prozess hin zu einem deutlich stärker demokratisierten Gemeinwesen und fordert zugleich die Soziale Arbeit in ihrem Verständnis eine menschenrechtsbasierte Profession.

Die bisher geleisteten Anstrengungen und Reformen der bundesdeutschen Eingliederungshilfe und die Entwicklung personenzentrierter Teilhabeleistungen sowie durchlässiger und flexibler Hilfesysteme gehen durch diese gesetzliche Konvention wesentlich weiter. Der radikale Reformprozess und seine anstehenden Auswirkungen auf die (Sozial)Gesetzgebung können und müssen dazu beitragen, den individuellen Interessenlagen und Willensäußerungen sowie den fundamentalen Selbstbestimmungsrechten der Menschen mit Beeinträchtigungen deutlich wirksamer als bisher Rechnung zu tragen. Es wird ein fundamentaler Perspektivwechsel vollzogen: Behinderung wird als menschenrechtsbasiertes Thema fokussiert und nicht mehr auf eine medizinische oder soziale Perspektive reduziert. Die Menschenrechte und die Grundfreiheiten sind Menschen mit Beeinträchtigungen ohne Diskriminierung garantiert. Würde, Barrierefreiheit, Chancengleichheit, Inklusion, Selbstbestimmung, Empowerment und Teilhabe sind die Leitkategorien der Konvention (Schumann 2009 o.A.).

Dieser normative Anspruch beinhaltet ein grundsätzliches Umdenken auf allen gesellschaftlichen Ebenen, maßgeblich in Kommunalpolitik, Verwaltung und Sozialer Arbeit. Zugleich stellt diese Ausgangslage eine Anforderung an die gesamte Zivilgesellschaft. Die politischen Akteure auf Bundes-, Landes- und Kommunalebene sind extrem gefordert, um die entsprechenden Rahmenbedingungen für die konsequente Umsetzung der BRK

zu schaffen. Sehr zentral werden die sozialen Dienstleister und ihre Unternehmen sowie die einzelnen Mitarbeitenden in allen Ebenen der Leistungserbringungs-träger dabei herausgefordert. Der eigentliche Kontext der Bewahrheitung einer menschenrechtsbasierten Inklusion bleibt jedoch der Alltag, die Nachbarschaft, das Gemeinwesen. Nicht allein der Fachdiskurs, das Einrichtungsleitbild oder die Weiterbildungsmaßnahme werden den spürbaren Wechsel vollziehen. Es bedarf einer grundlegenden Stärkung der demokratie- und teilhabefördernden Gemeinwesenorientierung.

Den „vollen und gleichberechtigten Genuss aller Menschenrechte und Grundfreiheiten durch alle Menschen mit Behinderungen“ zu fördern, zu schützen und zu gewährleisten und die Achtung der ihnen innewohnenden Würde zur Geltung zu bringen (vgl. Art. 1, Unterabsatz 1), wird zur zentralen Notwendigkeit. Zugleich zeigt sich aktuell, dass dies in der Regel noch eher eine deutlich visionäre Zielrichtung der BRK darstellt als eine spürbare Alltagsumsetzung. Die Konvention spricht hierbei die selbstbestimmte Inanspruchnahme der Rechte an, setzt also konsequent auf ein Empowerment der von Behinderung betroffenen Menschen und stärkt ihre bürgerrechtliche Position. Es wird also eine deutliche Abkehr vom paternalistischen Prinzip der Fürsorge und von einer defizitorientierten sowie individualisierenden Sichtweise vollzogen. Die Menschen werden im eigentlichen Sinne zu ‚Berechtigten‘. Es geht um die Ermöglichung gesellschaftspolitischer Teilhabe und Teilgabe (Dörner 2010:77). Grundlegend und maßgeblich ist eine konsequente Deinstitutionalisierung gefordert und damit die Abkehr zur Schaffung von alltagsfernen ‚Sonderwelten‘. Dies impliziert eine Wende sowohl auf organisationsstruktureller Dimension als auch in der methodischen Interaktion professioneller Handlungsvollzüge.

Soziale Inklusion, die Sicherstellung von Selbstbestimmungs- und Teilhabemöglichkeiten sowie ein umfassender Schutz vor Diskriminierung bedeutet „unabhängige Lebensführung (bzw. selbstbestimmt Leben) und Einbeziehung in die Gemeinschaft“ (Artikel 19 der BRK). Das impliziert logischerweise eine gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderung an allen sie betreffenden Angelegenheiten zu garantieren, damit sie so unabhängig wie möglich und mit so viel Assistenz wie nötig zu selbstbestimmten Regisseur_in-

nen ihrer eigenen Biografie werden, zum Subjekt im demokratischen Gemeinwesen und nicht zum Objekt einer sozialen Leistungserbringung, also nicht klientifiziert werden sondern im Status von Bürger_innen respektiert bleiben. Wesentlich wird hierbei, dass dies nicht aus einer selbstreflexiven Gefälligkeit einer Profession heraus vollzogen wird, sondern nunmehr als ein juristischer Grundsatz verankert ist, der so das Fundament einer demokratiefördernden Profession stärkt. Oder wie es Andreas Schaarschuch formuliert: „Soziale Dienstleistung ist ein vom nachfragenden Subjekt als produktiver Konsument ausgehender und gesteuerter professioneller Handlungsmodus, der im Erbringungskontext des Sozialstaates perspektivisch die Symmetrie des Machtverhältnisses von Nutzer und Professionellem sowie die Demokratisierung der Einrichtungen Sozialer Arbeit zur Voraussetzung hat. Ihr gesellschaftlicher Bezugspunkt und ihre Legitimation ist in ihrer Ausrichtung auf die Herstellung, Reproduktion und Sicherung des Bürgerstatus ihrer Nutzer begründet“ (Schaarschuch 2003:165).

Der Reformmotor liegt darin, dass alle in einem Gemeinwesen lebenden Menschen als Bürger_innen geachtet sind. Das bezieht sich auf alle relevanten Bereiche des Wohnens, der Arbeit, der Bildung, der Kultur, der Gesundheit und sämtlich notwendiger Infrastruktur sowie dadurch bedingt der sozialen Bezüge. Eine solche Umformung kann letztlich nicht in quartiersfernen stationären Institutionen gelingen, sondern nur dort, wo Menschen mit Behinderung als Bürger_innen unserer Gesellschaft sich als aktive Gestalter_innen eben des Gemeinwesens und des lebensweltlichen Alltags einer Gesellschaft erleben können, also ihren Lebens-Mittelpunkt haben. Die benannte *menschenrechtsbasierte* Fundierung der BRK stellt den eigentlichen Fortschritt dar.

Handlungspragmatische Umsetzung

Die BRK bildet somit einen grundsätzlichen Professionalisierungsschub der Sozialen Arbeit als *Soziale Arbeit*, da das Gemeinwesen als entscheidende Drehscheibe des Miteinanders zur Ausgangslage der Umsetzung wird. Das in diesem Kontext entwickelte Konzept einer *Enabling Community* (Evangelische Stiftung Alsterdorf/ KHSB 2010) besitzt Innovationspotenzial für alle gesellschaftlichen Teilbereiche und daher auch für die grundsätzliche

Stärkung der Menschenrechte und damit auch anderer marginalisierter Gruppen. Es geht folglich nicht allein darum, einzelne Personen und ihre Selbstbestimmung und Teilhabe in den Blick zu nehmen und dies durch eine gelingende individuell ausgerichtete soziale Dienstleistung wie auch immer zu bewerkstelligen. Das ist unstrittig notwendig, aber nicht allein ausreichend sondern deutlich zu kurz gegriffen. Zugleich ist danach zu fragen, welchen Beitrag ein Gemeinwesen bei der Einbeziehung aller in ihm lebenden Menschen leisten kann. Durch eine menschenrechtsbezogene Inklusion wird die gelebte Anerkennung von Vielfalt, von Pluralität und Unterschiedlichkeit an Lebensentwürfen und Bewältigungen zum Indikator des Gelingens. Die Dominanzkultur einer vermeintlichen Mehrheitsgesellschaft ist unter Veränderungsdruck zu setzen. Nicht die diskriminierten Menschen müssen sich in vorgegebene Strukturen und Angebote einpassen, das System *in Gänze* unterliegt einem Wandel. Das bedeutet, dass nicht nur Teilhabe gewährt wird, sondern aktive Teilgabe eine zentrale Kategorie des Wandels wird und zwar nicht in isolierten Sonderwelten, sondern in alltäglicher Nachbarschaft. Wenn wir Inklusion menschenrechtsbasiert verstehen, gelingt es auch uns Profis, wahrzunehmen, dass Menschen mit Behinderung oder irgendeinem Assistenzbedarf sich in ihren menschenrechtsgestützten Grundbedürfnissen schlicht nicht unterscheiden von Menschen ohne Behinderungen! Die Konstruktion der Kategorie, das Entwickeln einer Zielgruppe erwirkt Sonderstatus und zwar allein fachlich intendiert. Zielgruppen sind real nicht existent, das gilt es stets zu erinnern. Wenn Teilhabe und Teilgabe im eigentlichen Sinne ‚Zugehörigsein‘ meint, dann bedeutet dies die Ambivalenz von Selbstbestimmung und Sicheinlassen, wie Dörner sagt (vgl. Dörner 2010). Zugehörigkeit bedeutet eben auch, eine Bedeutung für andere zu haben, anderen etwas geben zu können und zu dürfen, sich aktiv einzubringen, wahrgenommen zu werden und anerkannt zu werden, und das nicht allein fachlich-abstrakt oder allein juristisch gerahmt. Das sind notwendige Bedingungen. Der Wandel lässt sich nicht allein auf technokratische Verfahrensweisen und Methoden, Techniken reduzieren. Es geht um die von Staub-Bernasconi (1996) benannten Werte, die sich unter anderem in meiner alltäglichen Praxis als Haltung wiederfinden lassen. Hier wird die Soziale

Arbeit eine entscheidende Rolle einnehmen, zunächst durch die personenbezogene Selbstbefähigung im Sinne einer menschenrechtsbasierten Profession und zugleich durch die Befähigung eines Gemeinwesens zu einer demokratisierenden Inklusion.

Das Fachkonzept Sozialraumorientierung (Hinte/ Treeß 2011) bildet in der handlungspragmatischen Umsetzung den fachlich-konzeptionellen Motor auf dieser visionären Wegstrecke. Zugleich bestehen vielfältige fachliche Erfahrungswerte bspw. im Bereich der bundesdeutschen kommunalen Kinder- und Jugendhilfe sowie in der Jugendwohlfahrt in der Landeshauptstadt Graz (vgl. SIÖ Sonderheft 2012). Der Terminus Sozialraumorientierung im Kontext der Sozialen Arbeit wird zumeist noch unscharf und uneinheitlich rezipiert. Es geht in diesem Fachkonzept nicht allein um eine Orientierung am Raum. Der konzeptionelle Kristallisationskern liegt in einem emanzipatorischen Fokus, d.h. das fachliche Handeln leitet sich sehr stark an den Themen und Interessen der Menschen ab und ihrem Selbstbestimmungswillen. Bei einem so radikal an der Lebensweltperspektive ausgerichteten Handeln wird die Orientierung am Raum quasi zur notwendigen Konsequenz. Die alltägliche Lebenswelt wird zur zentralen Perspektive des professionellen Handelns nicht die Logik der funktionalen Differenzierung also der technisierten Entfremdung von Alltagswirklichkeiten. Dass dabei die bestehenden Regelsysteme gestärkt werden und professionell konstruierte Sonderwelten abgeschafft werden, wie es eben die BRK ebenfalls fordert, ist Bestandteil der konsequenten Umsetzung dieses ausgesprochen anspruchsvollen voraussetzungsvollen Fachkonzeptes Sozialraumorientierung. Die Erfahrungen in der Implementierung der Sozialraumorientierung begründen die abschließend durchaus kritische Perspektive, die notwendig erscheint, um der Realität nahe zu kommen.

Kritische Perspektive

Die Transformation der handlungsleitenden Fachprinzipien der Sozialraumorientierung in konkrete Praxis impliziert durchaus deutliche Herausforderungen, wenn dies nicht in einem rein normativen bzw. appellativen Metadiskursraum verhallen soll. Zum besseren Verständnis solcher notwendigen Bedingungs- oder auch Wirkebenen des Fachkonzeptes

SRO unterscheidet Nikles (2001) die Dimensionen der Handlung, der Organisation, der Steuerung und der Finanzierung. Demnach reicht es nicht allein aus, das methodische Vorgehen entsprechend der fünf Prinzipien auszurichten, was vielerorts schon anspruchsvoll genug erscheint. Zugleich müssen sich Organisationsstrukturen entsprechend anpassen, damit ein solches professionelles Handeln erst möglich wird. Maßgeblich einflussnehmend sind dabei veränderte Steuerungsziele und nachvollziehbarer Weise damit einhergehend die Umstellung der Finanzierungslogik. Es geht primär darum, dass der Träger für eine hilfreiche Unterstützung im Sinne des Leitziels Sozialer Arbeit, also der Ermöglichung eines gelingenden und selbstbestimmten Alltags unter Maßgabe der Zielstellung durch die Adressaten, finanziell gefördert wird. Hierbei scheint es der konzeptionellen Logik folgend wichtig, sich möglichst auch in der Finanzierungssteuerung vom Einzelfall- bzw. dem Problembezug zu lösen. Durch die in diesem Rahmen nur allzu knappe Andeutung soll betont werden, dass die ernsthafte Umsetzung der Behindertenrechtskonvention hin zu einem inklusiven Gemeinwesen ein sehr anspruchsvolles und komplexes Vorgehen impliziert. Verkürzte Formen werden nicht hilfreich sein, wie sie bspw. im Bereich der Schulen vielerorts angegangen werden. Die Auflösung der Förderschulen und die Verteilung der Sonderpädagogen an die Regelschulen entspricht in keiner Weise einer angemessenen Umsetzung der Ansprüche an die Behindertenrechtskonvention. Auch wenn durch die Auflösung von Sonderwelten und Parallelstrukturen sowie die Förderung von Eigeninitiative und bürgerschaftlichen Strukturen eventuell auf lange Sicht volkswirtschaftlich gesehen effizientere Strukturen sich entwickeln werden, entspricht der Umbau der Systeme zunächst einem notwendigen Investitionsprogramm. Eine Verknüpfung von Empowerment und Kostensenkung entblößt neoliberale Kurzschlüsse. Eine weitere kritische Perspektive ergibt sich aus dem kapitalistischen Gesamtgesellschaftsrahmen heraus. Einerseits produziert die wachstumsorientierte Kapitalisierung und durchaus auch missverständliche Umsetzung des sogenannten Subsidiaritätsprinzips durch Wohlfahrtskonzerne und mittelständische Sozialindustrieträger aufgrund ihrer profitorientierten Finanzierungslogik Probleme und unterstützt nicht Lösungen, sie fördert

die Konstruktion von individuell behandlungsbedürftigen Krankheiten und nicht die gesundheitsfördernden Lebenslagen, sie fördert Ausgrenzung und Ausschluss und keine Inklusion. Der Belegungsdruck von Trägern steht deutlich über der eigentlich subsidiären Selbsthilfe der Bürger und verhindert damit eine Demokratie fördernde Zivilgesellschaft. Andererseits stellt sich die ernsthafte Frage, ob mündige Bürger statt zu behandelnde Klienten eine gewollte Perspektive darstellen. Der benannte „Abschied vom Experten“ nach Thomas Olk (1986) verunsichert viele Kollegen in der Praxis. Aber eben nicht nur die einzelne Fachkollegin in der operativen Handlungspraxis mit den Adressaten, auch der organisationsstrukturelle Handlungsrahmen eines Jugendamtes oder eines Sozialträgers kommt durchaus in Aufruhr, wenn sich die professionellen Handlungsvollzüge den Lösungsbildern von Adressaten folgen sollen. Da zeigt sich dann, ob die gewichtigen Worte von Partizipation, Zivilgesellschaft, Inklusion etc. nur schlicht gern genommene Worthülsen darstellen oder in ernsthafte Alltagspraxis umgesetzt werden in einem demokratiefördernden, Teilhabe und vor allem auch Teilgabe ermöglichenden Gemeinwesen. Es gibt zahlreiche Beispiele aus dem Quartiersmanagement, in welchen es nicht um den Eigensinn der Bürger als handlungsleitende Kategorie geht. Selbsternannte Experten kategorisieren zu meist, was der Stadtteil braucht und aktivieren für diese gesetzten Ziele in einem pädagogisch-didaktischen Verständnis die Wohnbevölkerung (vgl. Fehren 2008 und 2010).

Es wird sich zeigen, ob der Diskurs um die Inklusion - durch die BRK befeuert - eher zu einer Revolution, einer Illusion oder schlicht einem demokratisierten Gemeinwesenalltag führen wird.

Literatur

- Beck, U. (1996): Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Beck, U./Giddens, A./Lash, S.: Reflexive Modernisierung – eine Kontroverse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag S.19-112
- Böhnisch, L. (2010): Soziale Arbeit in entgrenzten Gesellschaften. Zweiter Internationaler Kongress. Der Kampf gegen Armut und Ausgrenzung Soziale Arbeit in Zeiten der Krise. Schweizerische Gesellschaft für Soziale Arbeit. Vortrag am 22.03.2010 in Genf
- Dörner, K. (2010): Leben und sterben, wo ich hingehöre. Neumünster: Paranus Verlag
- Dörner, K. (2012): Helfensbedürftig. Heimfrei ins Dienstleistungsjahrhundert. Neumünster: Paranus Verlag
- Evangelische Stiftung Alsterdorf/ Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin (KHSB) (Hg) (2010). Enabling Community – Anstöße für Politik und soziale Praxis. Hamburg: alsterdorf verlag gmbh
- Fehren, O.(2008): Wer organisiert das Gemeinwesen? Zivilgesellschaftliche Perspektiven Sozialer Arbeit als intermediärer Instanz. Berlin.

- Fehren, O. (2010): Ambivalenzen zivilgesellschaftlicher Orientierung in der Gemeinwesenarbeit. In: BAG Soziale Stadtentwicklung und Gemeinwesenarbeit e.V. (Hrsg.): Zivilgesellschaftliche Netzwerke in der Sozialen Stadt stärken! Gemeinwesenarbeit und lokale Entwicklungspartnerschaften. Bonn, S. 19-24.
- Hinte, W./ Treeß, H. (2007): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe – Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim: Juventa Verlag
- Langhanky, M. (2004): Handeln ohne Diagnostik. In: Schrappner, Christian (Hg): Sozialpädagogische Diagnostik und Fallverstehen in der Jugendhilfe. Weinheim, München S.36-43
- Nikles, B. (2001): Anforderungen, Chancen und Grenzen einer sozialraumorientierten Jugendhilfepraxis. Landesverband Rheinland: Vortrag auf der Veranstaltung „Sozialraumpraxis - vom geographischen Konstrukt zum lebenden Biotop?“ am 16.05.2001 in Köln
- Nussbaum, M. (1999): Gerechtigkeit oder das gute Leben. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Oelerich u. a. (2005): Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht – Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. München, Basel.
- Olk, T. (1986): Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität Weinheim: Juventa Verlag
- Penta, L. (2010): Zusammenhalt und Verantwortung im sozialen Umfeld fördern – Voraussetzung für eine aktive, soziale und gesunde Stadt. Vortrag am 07.04.2010. <http://www.hag-gesundheit.de/uploads/docs/449.pdf> (07.03.2013)
- Schaarschuch, A. (2003): Die Privilegierung des Nutzers. In: Olk,T/ Otto, H.-U. (Hg): Soziale Arbeit als Dienstleistung – Grundlegungen, Entwürfe und Modelle. München: Luchterhand Verlag S.150-169
- Schnee, R./ Stoik, C. (o.J): Gemeinwesenarbeit – Definitionen und Begriffe. http://www.telesozial.net/cms/uploads/tx_kdcaseengine/Skriptum_Gemeinwesenarbeit_Definitionen_und_Begriffe_01.pdfSchröder, M. (2007): Soziale Arbeit als Gerechtigkeitsprofession - Zur Gewährleistung von Verwirklichungschancen. In: neue praxis 1/2007 S. 3-28
- Schumann, M. (2009): Die „Behindertenrechtskonvention“ in Kraft! - Ein Meilenstein auf dem Weg zur inklusiven Bildung in Deutschland! In: Zeitschrift für Inklusion, Nr. 2 (2009) Zugriff 17.01.2013
- <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion/article/view/35/42>
- Sen, A. K. (1985): Well-being, agency and freedom: The Dewey lectures 1984. In: Journal of Philosophy, Bd. 82, Nr. 4. S. 169–221 (07.03.2013)
- StO Sondernummer 2012: Sozialraumorientierung - Zwischen fachlicher Innovation und institutionellen Bedingungen
- Staub-Bernasconi, S. (1996): Soziale Probleme - Soziale Berufe - Soziale Praxis. In: M. Heiner /M. Meinhold/ H. v. Spiegel/ S. Staub-Bernasconi (Hg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg/Br.: Lambertus Verlag. S. 11-101
- Thiersch, H. (1986): Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim: Juventa Verlag

Prof. Dr. Stefan Bestmann

Seit 2009 Gastprofessor (halbes Deputat) für Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin und seit 2000 in freier Praxis als Sozialarbeitsforscher, Praxisberater und Trainer tätig.

Schwerpunkte: Sozialraumorientierte Soziale Arbeit, Gesundheitsförderung von Kindern und Jugendlichen, Lösungsfokussierter Beratungsansatz, Organisationsentwicklung Gestaltung von Qualitätsmanagementprozessen, Praxisforschung und Evaluationen. info@eins-berlin.de



Vordere Reihe v.l.n.r.: Christoph Redelsteiner, Gertaud Pantucek, Johannes Pfliegerl, Monika Vysloulzil, Michaela Moser, Christine Haselbacher, Kurt Fellöcker
Hinter Reihe v. l.n.r.: Ulrike Rautner-Reiter, Peter Pantucek, Karin Goger, Manuela Brandstetter
nicht im Bild: die Co-AutorInnen Tom Schmid und Meinrad Wigand¹

Inklusion ist ... Multiperspektivische Annäherungen an einen Begriff und seine Bedeutung

Text: FH-ProfessorInnen und DozentInnen vom Ilse Arlt Institut

Wir beschreiben mit dem Begriff Soziale Inklusion die Möglichkeit der Nutzung und Mitgestaltung der gesellschaftlichen und sozialen Prozesse, wie jene der Produktion, Reproduktion, Kommunikation und Rekreation als Grundlage für eine selbstbestimmte Lebensführung.

Ilse Arlt Institut für soziale Inklusionsforschung, St. Pölten 2013

Was kann, was soll Inklusion aus Sicht der Sozialarbeitsforschung und damit auch für Soziale Arbeit bedeuten? Die MitarbeiterInnen des Ilse Arlt Instituts für soziale Inklusionsforschung an der Fachhochschule St. Pölten haben sich der Frage aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen, Diskursfeldern und Praxisbereichen genähert und eine gemeinsame Definition entwickelt. Einblicke in einen Verständigungsprozess.

Wer nach einer Definition von „Inklusion“ sucht, wird heutzutage wohl danach googeln, dabei rund 2,5 Mio. Ergebnisse erzielen und sich dann – mit großer Wahrscheinlichkeit – an die Erklärung des erstgereihten Wikipedia-Eintrags halten.

„**Inklusion** (lateinisch *inclusio*, „Einschluss“; auch *Einbeziehung*, *Eingeschlossenheit*, *Zugehörigkeit*)“ liest man da, bevor man zum Inklusionsverständnis der Mineralogie (nicht uninteressant!), Pädagogik und Soziologie, sowie der Mathematik, Medizin und Biologie und der Metallkunde weiter geleitet wird. Wer dann auf die Pädagogik oder Soziologie Inklusions-Seite klickt, findet eine anschauliche Grafik inklusiver Pädagogik, die als Erklärungsmodell für Inklusion und seine Unterscheidung zu Exklusion, Separation und Integration derzeit wohl am bekanntesten ist und eine Weiterentwicklung integrativer Pädagogik darstellt, wie sie auch im Behindertenbereich Anwendung findet.²

Grafik Download: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stufen_Schulischer_Integration.svg

Inklusion im Diskurs „Behinderung“ (Tom Schmid)

Der Behindertenbegriff hat erst Mitte des 20. Jahrhunderts Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch gefunden und den bis dahin weit verbreiteten Begriff „*Krüppel*“ abgelöst, ein Begriff, der vor allem für körperbehinderte Menschen und hier vor allem für Kriegsversehrte verwendet und von den Betroffenen bereits nach dem Ersten Weltkrieg vehement abgelehnt wurde. Für Personen, die von Geburt oder Jugend an behindert waren, bürgerte sich nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich der Begriff „*Körperbehinderte*“ ein und wurde durch weitere Wortschöpfungen differenziert: sehbehindert, hörgeschädigt, sprachbehindert, lernbehindert etc. Ebenso wurde der Behindertenbegriff nach 1945 auch auf Menschen mit geistigen Behinderungen oder Mehrfachbehinderungen ausgedehnt. In verschiedenen nationalen und internationalen supranationalen Regelungen und Normierungen wird auf unterschiedliche Bestimmungen des Begriffs „*Behinderung*“ zurückgegriffen. Die WHO hat in den späten Siebzigern versucht, Klarheit in diese Begriffsvielfalt zu bringen. Sie unterscheidet in die Begriffe

- „*Impairment*“ (Schädigung)
- „*Disability*“ (Beeinträchtigung)
- „*Handicap*“ (Behinderung)

Alle drei Begriffe werden dabei in Relation (Abweichung) zu einer Norm definiert. Dieser Begrifflichkeit liegt also immer noch die klassische heilpädagogische Zielsetzung der „*Normalisierung*“ zugrunde: Menschen mit Behinderungen sollen so weit und so umfassend wie möglich an „*normale*“ Menschen angeglichen werden

– eine Begrifflichkeit, die letztlich mit der Strategie der Inklusion nicht zu vereinbaren ist. Im Jahr 2001 wurde daher von der WHO eine neue Version der Klassifizierung veröffentlicht, in der nur der erste Begriff – Schädigung (*Impairment*) – belassen wurde, die anderen zwei wurden durch die Begriffe *Aktivität* und *Partizipation* ersetzt. Diese neue Klassifizierung betont die Notwendigkeit, sich auf die Möglichkeiten eines Menschen mit Behinderung und seine Eingliederung in die Gesellschaft zu orientieren.

Die UN Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, die 2006 beschlossen und 2008 von Österreich ratifiziert worden ist, folgt den Grundprinzipien: Respekt und Würde der Menschen; Nichtdiskriminierung; Partizipation; Respekt vor der Vielfalt; Chancengleichheit; Zugänglichkeit und fordert zwangsläufig einen Begriff von Behinderung, der sich nicht (mehr) in einer ICDH – Klassifikation ausdrücken lässt.

In der Geschichte der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Behinderung und des gesellschaftlichen (Nicht-) Umganges damit im letzten Jahrhundert können wir drei Formen des Herangehens an das Problem unterscheiden, Formen, die zwar prinzipiell historisch hintereinander auftreten, aber durchaus mit einem Gleichzeitigkeitsaspekt verbunden sind.

Daher sind drei Bereiche im Diskurs zu unterscheiden:

- Rehabilitation
- Integration
- Inklusion

Dabei könnte man das Konzept „*Rehabilitation*“ als die körperliche Orientierung (stoffliche Dimension) bezeichnen, das Konzept „*Integration*“ ließe sich mit dem Begriff „*in die Gesellschaft leiten*“ beschreiben und erfasst die Dimension der institutionellen Gerechtigkeit; das Konzept

„Inklusion“ schließlich entspräche der Metapher „aktiver Teil der Gesellschaft“ und fordert jenes Unterstützungsmanagement, das notwendig ist, um die Person von ihren (abweichenden) Merkmalen zu trennen, Stigmata aufzuheben.

Inklusion, wie sie 2002 in der „*Deklaration von Madrid*“ für das Europäische Jahr von Menschen mit Behinderungen 2003 formuliert wurde, fordert unmissverständlich für jeden Menschen mit der ohne Behinderung das Recht auf volle gesellschaftliche, ja uneingeschränkte Zugehörigkeit. Entscheidend für eine inklusive Strategie ist es also, alle Menschen mit Behinderung als Teil der Gemeinschaft sowie als Teil der Gesellschaft zu begreifen.

Strategie der Inklusion ist das unterstützte Leben, die unterstützte Entscheidungsfindung, aber nicht die (umfassende) Betreuung in einer totalen Institution. Diese Anforderung entspricht der Menschenrechtskonvention und der UN-Behindertenrechtskonvention, stößt aber an die Grenzen der gesellschaftlichen Realität. Strukturen, strukturelle Interessen und (fehlende) Ressourcen stehen (heute) der Umsetzung dieser Inklusionsstrategie entgegen.

Inklusion im Diskurs europäischer Sozialpolitik (Michaela Moser)

Soziale Inklusion, in EU-Dokumenten oft auch als soziale Eingliederung übersetzt, gilt spätestens seit dem Rat von Lissabon im Jahr 2000 als sozialpolitisches Leitmotiv und eine der Schlüsselherausforderungen der Europäischen Union. Auch wenn im Zuge aktueller Austeritätspolitik der Hauptfokus europäischer Politik mehr denn je auf dem ohnehin dominierenden Paradigma „Wachstum und Beschäftigung“ liegt, lassen sich vor allem im Prinzip der „Aktiven Eingliederung“ und den Zielen der Europa-2020-Strategie, wozu u.a. die Reduzierung der Zahl armuts- und ausgrenzungsgefährdeter Menschen um 25% zählt, zumindest theoretisch Ansätze einer Strategie für „die Schaffung einer sozial integrativen Gesellschaft durch Berücksichtigung der Solidarität zwischen und innerhalb von Generationen sowie die Wahrung und Verbesserung der Lebensqualität der Bürgerinnen und Bürger als Voraussetzung für dauerhaftes individuelles Wohlergehen“ (Eurostat 2013) finden. Relevanz und Verbreitung haben in diesem Zusammenhang vor allem die von den Mitgliedsländern beschlossenen gemeinsamen Indikatoren zur Messung von

Trends im Bereich soziale Eingliederung gefunden, die im Rahmen der jährlichen EU-SILC³ Berichten veröffentlicht werden und in Zahlen gefasste Auskunft über Einkommen und Lebensbedingungen armuts- bzw. ausgrenzungsgefährdeter Personen in den europäischen Mitgliedsländern geben (Armutsbedrohung, Zugang zum Arbeitsmarkt, materielle Deprivation, Bildungsabbruch). Kritisch am Inklusionsbegriff europäischer Sozialpolitik ist nicht zuletzt sein an sozialpolitischen Entwicklungen abzulesender Fokus auf Problemgruppen statt gesellschaftlicher Mechanismen und die damit zusammenhängende fehlende Systemkritik am Markt als zentrale vergesellschaftende Instanz, sowie die zum Leitmotiv sozialer Inklusion im krassen Widerspruch stehenden aktuellen Krisenstrategien.

Soziale Inklusion als ressourcen-orientierter Veränderungsprozess (Gertraud Pantucek)

Neben einer – im deutschsprachigen Raum besonders ausgeprägten – Orientierung von Sozialer Inklusion an nationalen statistischen Daten zur Messung von Armutsgefährdung und dem Einbezug von regulärem Erwerbs-Einkommen, zeigt ein Blick auf EU-Mitgliedsstaaten oder nach Australien, dass auch weitere Dimensionen Beachtung finden können. So identifiziert z.B. die britische Politikwissenschaftlerin Janie Percy-Smith (2000) zu Sozialer Exklusion die sieben Dimensionen: Ökonomie, Soziales, Politik, Nachbarschaft, Individuelles, Geografisches und Gruppe, für die sich mittels Indikatoren spezifische

„Exklusions“-Risikofaktoren erfassen lassen, wie z.B. diverse „Losigkeiten“ (Langzeitarbeitslosigkeit, Wohnungslosigkeit, Einkommenslosigkeit etc.) oder negativ konnotierte Feststellungen (geringe Bildung, soziale Abweichung, verwahrloste Umgebung, etc.). Im Sinne einer gesicherten Existenz bzw. einer „Mindestsicherung“ steht die finanzielle Ausstattung von Individuen bzw. Haushalten konsequenter Weise im Vordergrund. Beachtenswert ist allerdings, dass hierzulande die Vermeidung nationaler Armutsgefährdung auf jene gerichtet ist, die in diesem Existenzsicherungssystem „drinnen“, also österreichische Staatsbürger_innen sind. Und dies auch auf jene wirkt, die „draußen“ leben, also z.B. zwar EU-Staatsbürger_innen sind, aber zu geringe Finanzmittel haben, um nicht als „armutsgefährdet“ bzw. „armutsbelastet“ zu gelten. Diese verlieren aufgrund ihrer Armut ihr Aufenthaltsrecht in Österreich, wenn sie gleichzeitig auch kein Erwerbseinkommen und keine Krankenversicherung haben; bereits länger in Österreich lebende Menschen haben nicht die Möglichkeit (bzw. tatsächliche Chancen), die österreichische Staatsbürger_innenschaft

FHV STUDIUM

SOZIALE ARBEIT

Berufsbegleitendes Master-Studium an der FH Vorarlberg

in den Vertiefungsrichtungen

- Klinische Soziale Arbeit
- Interkulturelle Soziale Arbeit

www.fhv.at/sam

DAS BILD DER MENSCHENRECHTE

bezahlte Anzeige

zu erwerben. Dieses Ausschluss-Kriterium, das (Arbeits-) Migrant_innen besonders (be)trifft, baut innerhalb der europäischen Nationalstaaten eigene kleine „Festungen“, um zu verhindern, dass es Zuzug, dauerhafte Ansiedelung und Staatsbürgerschaftserwerb von „zu armen Menschen“ in ein (zumindest vorläufig) gesichertes Sozialsystem gibt (vgl. dazu Joachim Stern 2012). Ist eine Entwicklung von einer primären „monetären Inklusion“ zu einer umfassenden „sozialen Inklusion“ vorstellbar und was würde dies bedeuten? Beim Entwicklungsprozess der EU zu Fragen rund um Exklusion und Inklusion zeigt sich, dass auch bei einem erweiterten Inklusionsverständnis bisher defizitäre

Tabelle 1: Dimensionen und Indikatoren für Soziale Inklusion. Analyseraster für Beratungen/Forschungen

Quelle: Ausarbeitung Gertraud Pantucek. In Anlehnung an „Dimensions of social exclusion“ (Janie Percy Smith 2002: 9).

Dimensionen	Indikatoren
1. Finanzielles	Gesichertes Einkommen durch Erwerbstätigkeit(en) und/oder Sozialleistungen Erbschaften Sponsoring durch Partner_innen, (Groß)-Eltern, Fördergeber_innen
2. Soziales	Familiäre Einbettung Familienplanung Versorgung in Haushalten Unterkünfte Psycho-soziale Unterstützung bei Problemen und Delinquenz Soziale und medizinische Services
3. Beteiligung	Einbindung in Gemeinwesen (Lokale, Vereine, Events) Wahlrecht und Ausübung des Wahlrechts „Empowerment“/Beteiligungsprozesse
4. Nachbarschaft	Nachbarschaftshilfe(n) Prestige von Wohngegenden: Erreichbarkeit von Services Verbindung durch Ähnlichkeiten: Erwerbstätigkeit, Lebensform, Alter, u.a.
5. Individuelles	Bildungsweg und Qualifikationen physische und geistige Fähigkeiten Förderung, Entwicklung und Selbstbewusstsein Lebensgeschichte(n) Sprachkompetenzen
6. Räume	Durchmischung von Wohnräumen/Ansiedlungspolitik Infrastruktur Mobilität Stadt/Land Haupt- und Nebenwohnsitze Arbeitsräume: lokal und interlokal
7. Gruppenzugehörigkeit	Religion Anerkennung von Diversität Begegnungen und Mischung von Gruppen (Älteren, Menschen mit Behinderungen, ethnische Minderheiten, etc.) Gender und gesellschaftliche Bedeutung von Gender

Indikatoren im Vordergrund bleiben bzw. die Betrachtung, inwiefern einzelne oder Gruppen von durchschnittlichen Werten abweichend sind. Ein radikal anderes Denkmodell wäre eines, das im Rahmen der oben genannten Dimensionen primär (oder zumindest auch) Stärken, Potenziale und „Guthaben“ verbucht und – im Rahmen eines „ressourcenorientierten“ Beratungs- oder Forschungskontexts – erheben würde.

Die genannten Dimensionen wirken kreisförmig ineinander und sind jeweils einzeln und in Folge gesamt zu betrachten. Beratung/Forschung, die an Sozialer Inklusion orientiert ist, benötigt einen Blick auf alle Dimensionen und speziell auf das Wissen und den Einbezug jener, die Zugänge, Partizipation und Ressourcen benötigen. In Abwägung des Verhältnisses von „subjektiven“ und „objektiven“ Indikatoren für „Exklusion“ oder „Inklusion“ stellt Tony Atkinson die Frage: „Why should we totally disregard the views of those suffering social exclusion“ (2002: 34). Ergänzend sei hinzugefügt: „Wie können positiv orientierte Inklusionsfaktoren bestimmt und dafür genutzt werden, dass Menschen mehr Verständnis füreinander entwickeln und Freude an Begegnung und Austausch finden?“

Inklusion – und Exklusion – aus systemtheoretischer Sicht (Peter Pantucek)

Erstmals von Dirk Baecker (1994) ausbuchstabiert wurde der Vorschlag, Sozialarbeit als eigenes Funktionssystem mit dem Code Hilfe / Nicht-Hilfe zu beschreiben. Die Aufgabe sei die Bearbeitung von „Daseinsnachsorge“ – im Gegensatz zur Daseinsvorsorge (Baecker 1994:98). Was Sozialarbeit bewerkstellige, sei „stellvertretende Inklusion“ die es bei Gelingen in Inklusion überführt, „die gerade nicht von ihm, sondern von den anderen Funktionssystemen der Gesellschaft geleistet werden muss“ (ebd.:103). Bei Uecker (o.J.) wird die Möglichkeit der Sozialarbeit, Inklusion zu befördern (also: Wirkungen außerhalb ihres Funktionssystems anzustoßen) mit Bezug auf die Adressentheorie beschrieben: Organisationen nehmen nicht Personen, sondern ein Set personenbezogener Daten wahr (die „soziale Adresse“). Der Zustand dieser sozialen Adresse entscheidet über Inklusion oder Exklusion. Bei Uecker ist ein Kerngeschäft der Sozialarbeit die Reparatur defekter sozialer Adressen.

Die Baecker'sche Anwendung der Systemtheorie auf einen Theorieentwurf zur gesellschaftlichen Funktion der Sozialarbeit lässt Raum für eine nicht streng bloß auf Soziale Systeme ausgerichtete Beschreibung der Art, wie Sozialarbeit ihre praktische Tätigkeit organisiert, sie bietet einen Rahmen des Verständnisses von Hilfe als Hilfe zur Inklusion. Scherr (2002), in seinem Plädoyer zur Ergänzungsbedürftigkeit der Systemtheorie nach Luhmann, führt zwar den Baecker-Text im Literaturverzeichnis an, ohne allerdings im Text auf ihn zu referieren.

In der folgenden Grafik wird versucht, aufbauend auf dieses Verständnis das Setting der Sozialarbeit zu modellieren – wobei der Scherr'schen Kritik insofern Rechnung getragen wird, als Inklusion / Exklusion zwar als Modus des Zugangs zu den gesellschaftlichen Ressourcen (und als zentrales Thema der Sozialarbeit) gefasst wird, die individuellen Lebensbedingungen allerdings noch über die von der Systemtheorie nicht oder unzureichend gefasste Trias Existenzsicherung, Funktionsfähigkeit und Person-Person-Beziehungen (soziales Kapital) in den Blick genommen werden.

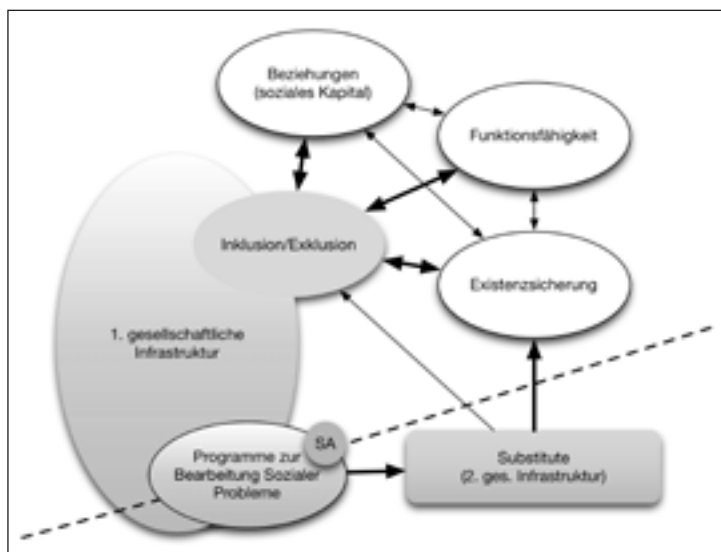


Abbildung 1: Das Setting der Sozialarbeit (Grafik P. Pantuček)

Abbildung 1 skizziert den Ort der Sozialarbeit in einem Setting von Individuum und Gesellschaft. Die basalen Komponenten der Lebensführung von Personen in heutigen Gesellschaften sind ihre Funktionsfähigkeit (inwieweit machen sie ihre physischen und psychischen Bedingungen handlungsfähig), der Grad ihrer Existenzsicherung (sind sie mit all dem versorgt, was sie zu ihrer Lebensführung brauchen) und das Set ihrer Beziehungen zu anderen Personen (soziales Kapital im Sinne von Pierre Bourdieu). Für ihre Lebensführung müssen sie wegen der weit entwickelten gesellschaftlichen Arbeitsteilung auf die gesellschaftliche Infrastruktur zurückgreifen. Die Möglichkeit dieses Zugriffs kann man als Inklusion/Exklusion beschreiben. Im Normal- und Idealfall stehen Personen ausreichende Teilhabemöglichkeiten zur Verfügung und sie können z.B. über Erwerbsarbeit am Prozess des Austauschs und der Arbeitsteilung teilnehmen und so die für ihre Lebensführung nötigen Ressourcen akquirieren. Die zweite Schicht gesellschaftlicher Infrastruktur bietet Substitute, wenn über Teilhabe / Inklusion Lebenssicherung nicht gelingt – für dieses Feld kann man von „stellvertretender Inklusion“

sprechen (Baecker 1994:102f). Seine Funktion „erfüllt das System der Sozialhilfe aber nur dann, wenn es die stellvertretende Inklusion, die es bewerkstelligt, in Inklusion überführen kann, die gerade nicht von ihm, sondern von den anderen Funktionssystemen der Gesellschaft erfüllt werden kann“ (ebd.:103). Das Inklusions-Chart (IC3) (Pantuček 2012: 239ff) übersetzt dieses Modell in ein kompaktes System der Sozialen Diagnose bzw. der Klassifikation für die Sozialarbeit. Das IC3 ist ein Instrument, in dem auf drei Achsen der Grad der Inklusion in die Kommunikation der wichtigsten Funktionssysteme, Status und Qualität der Existenzsicherung, und Aspekte der Funktionsfähigkeit abgebildet werden. Der soziale Status einer Person wird so erfasst und dient als Grundlage für Interventionsentscheidungen. Das von mir in den letzten Jahren entwickelte Instrument hat bereits eine gewisse Verbreitung in der Praxis gefunden. Der Baecker'schen Argumentation wird beim Aufbau des Inklusions-Charts insofern gefolgt, als ein primärer Rekurs auf die Differenz von Konformität und Abweichung – und damit ein Labeling der Klientinnen und Klienten – nicht mehr erforderlich ist (vgl. Baecker



Fort- und Weiterbildung 2013 Organisationsberatung / Organisationsentwicklung (MSc)

Aufbauendes Masterprogramm für SupervisorInnen, BeraterInnen und Führungskräfte

Dauer: berufsbegleitend, 3 Semester,

Info-Veranstaltung: 21. März 2013, 18:00 Uhr

Anmeldeschluss: 23. April 2013

Beginn: 28./29. Juni 2013

Ort: Bregenz

Abschluss: Master of Science in Organisational Development der FH Vorarlberg

Sozialmanagement

Dauer: berufsbegleitend, 2 Semester

Anmeldeschluss: 1. Juli 2013

Beginn: 17./18. September 2013

Ort: Lochau bei Bregenz

Abschluss: Zeugnis der FH Vorarlberg

Systemische Beratung

Dauer: berufsbegleitend, 3 Semester

Info-Veranstaltungen: 18.3. und 5.6.2013, 18:30 Uhr

Anmeldeschluss: 8. Juli 2013

Beginn: 7. - 9. Oktober 2013

Ort: Bregenz

Schloss Hofen
Wissenschaft und Weiterbildung
Land Vorarlberg | FH Vorarlberg
Fachbereich Soziale Arbeit
T. 05574/43046
E. soziales@schlosshofen.at
www.schlosshofen.at

er 1994: 93f). Individuelle Abweichung kommt dann sekundär in den Blick, wenn und insoweit sie Exklusion zur Folge hat – nie also bloß als Eigenschaft der Person, stets als Teil eines Verhältnisses von gesellschaftlichen Bedingungen und individuellen Möglichkeiten.

Sozialarbeiterische Professionalität wäre auf Basis dieses Verständnisses dann als die Fähigkeit zu fassen, vorliegende Fragen und Aufträge als Fälle von gefährdeter Inklusion zu behandeln.

Inklusion oder Dissidenz? (Michaela Moser)

Kritische Zugänge zum Inklusionsbegriff, wie sie sehr pointiert u.a. im Werk der Erziehungswissenschaftlerin Marianne Gronemeyer, aber auch in feministischen Beiträgen wie z.B. der Schwarzen Theoretikerin bell hooks zu finden sind, beharren darauf, dass Inklusion ebenso wie Integration zwangsläufig dazu tendiere, herrschende Zustände festzuschreiben und Veränderungspotential vor allem außerhalb des Systems bzw. an dessen Grenzen und „im Abseits“ wachse und zu finden sei (hooks 1990; Moser 2000; 2007; Gronemeyer 2012). Es gelte, den

Kern herrschender Wert und Normen in Frage zu stellen, um nicht Gefahr zu laufen, Gefangenheit mit Zugehörigkeit und Funktionalisierung mit Anteilnahme an der Macht zu verwechseln (Gronemeyer 2012:186) Zu fördern sei deshalb ein Prinzip der Dissidenz bzw. Desertion als freiwilliges „Abwechslertum“, um „aus den Nischen heraus“ (ebd.:164) Gesellschaft radikal neu zu gestalten.

Die Spannung bleibt (Meinhard Winge)

Für Sozialarbeit bleibt es professionelle Aufgabe, Menschen vom Draußen lebensgefährdender Situationen in das Drinnen mindestgesicherter Existenz zu holen – oder auch vom Draußen familiärer Gewalt ins Drinnen einigermaßen gewaltfreien Aufwachsens, vom Draußen ethnischen Mobblings ins Drinnen sozialer Mindestrechte usw. Inklusion als Ziel der Sozialarbeit heißt also tatsächlich Einschluss, Hereinholen, wo Mindeststandards geschaffen werden müssen. Zum anderen hat Sozialarbeit gleichzeitig auch Selbstbestimmung und Selbstbehauptung, persönliche und politische

Entwicklung, auch Widerständigkeit zu fördern, wozu die Möglichkeit gehört *nicht* mitzumachen, *nicht* dabei zu sein, bewusst im Draußen zu bleiben – solange Mindeststandards nicht nachhaltig verletzt zu werden drohen. Inklusion bedeutet so gesehen einmal Hereinholen, ein anderes Mal, die Möglichkeit zum Hereinkommen zu ermöglichen oder zum Draußen bleiben. Denn: Einen Weg kann erst verweigern, wer ihn auch gehen kann.

Literatur

- Atkinson, Tony/Cantillon, Bea/Marlier, Eric/Nolan, Brian (2005) [2002]: Social Indicators. The EU and Social Inclusion. Oxford University Press. New York.
- Baecker, Dirk (1994) Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie. H. 2. Stuttgart, Verlag F. Enke, S. 93-110.
- Bernhard, Stefan (2010): Die Konstruktion von Inklusion, Frankfurt: Campus.
- Dennis, Ian / Guio, Anne-Catherine (2003): Armut und soziale Ausgrenzung in der EU nach Laeken Teil 1, BEVÖLKERUNG UND SOZIALE BEDINGUNGEN, THEMA 3, 8/2003.
- Eurostat (2013): Indikatoren für nachhaltige Entwicklung, Thema 3: Soziale Eingliederung, <http://ecp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/sdi/indicators/theme3> (13.2.2013)
- Farrell, Fintan, Moser, Michaela, Smeekes, Alida (2005): Das Europa, das wir wollen, Brüssel.
- Gronemeyer, Marianne (2012): Wer arbeitet, sündigt. Ein Plädoyer für gute Arbeit, Darmstadt: Primus.
- Higham, Patricia (2006): Social Work. Introducing Professional Practice. Sage Publications.
- hooks, bell (1990): Choosing the Margin as a Space of Radical Openness, in: Yearning: Race, Gender and Cultural Politics, Boston/MA.
- Karras, Anne, Moser, Michaela, Wehlau, Diana (2008): Armut und soziale Ungleichheit in der Europäischen Union, in: Extzeazetta u.a. (Hg.): EuroMemo 2007, Hamburg: VSA-Verlag, S. 80-104.
- Knecht, Ursula, Moser, Michaela u.a. (2012): ABC des guten Lebens, Rüsselsheim: Göttert.
- Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt/New York: Campus.
- Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt/New York: Campus.
- Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft, Bonn (2011): Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxishandbuch. Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V. Bonn.
- Moser, Michaela (2000): Vom notwendigen Luxus bewusster Dissidenz, in: Leben am Rande, ksoe-Dossier 9/2000.
- Moser, Michaela (2007): From inclusion to dissidence, in: Dies.: A Good Life For All, unveröffentlichte Dissertation, S. 156-172.
- Pantuček, Peter (2012) Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. 3., aktualisierte Auflage. Wien/Köln/Weimar, Böhlau.
- Percy-Smith, Janie (2002)[2000]: Policy Responses to Social Exclusion towards Inclusion? Open University Press.
- Scherr, Albert (2002) Eignet sich die soziologische Systemtheorie als umfassende Grundlage einer Theorie der Sozialen Arbeit? In: Das gepfefferte Ferkel, Online-Journal für systemisches Denken und Handeln. September 2002: <http://www.ibs-networld.de/altesferkel/sept-scherr.shtml> (9.2.2009).
- Stern, Joachim (2012): Jus Pecuniae – Staatsbürgerschaft zwischen ausreichendem Lebensunterhalt, Mindestsicherung und Menschenwürde. In: Dahlvik, Julia / Fassmann, Heinz / Sievers, Wiebke (Hg.) (2012): Migration und Integration – wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich. Jahrbuch 1/2011.
- Uecker, Horst (o.J.): Adressentheorie und professionelle Soziale Arbeit in der modernen Gesellschaft – das Beispiel des taktvollen Handelns. In: http://www.sozialarbeit.ch/dokumente/sa_adressentheorie.pdf (3.3.2010).
- Winge, Meinrad (2013): Überlegungen zum Begriff der Inklusion, unveröffentlichtes Papier.

¹ Der vorliegende Artikel entstand auf Basis der Beiträge und Diskussionen von MitarbeiterInnen des Ilse Arlt Instituts für soziale Inklusionsforschung der Fachhochschule St. Pölten im Rahmen des Ilse Arlt Kolloquiums im Februar 2013. Die jeweiligen Teilbeiträge sind namentlich gekennzeichnet, die redaktionelle Bearbeitung inklusive Einleitung erfolgte durch Michaela Moser.

² <http://de.wikipedia.org/wiki/Inklusion> (27.2.2013) Die Erläuterungen in Wikipedia sind lückenhaft, worauf im Rahmen dieses Beitrags jedoch nicht weiter eingegangen werden soll.

³ European Survey on Income and Living Conditions



Master-Studium Soziale Arbeit: die Bologna-Architektur nutzen!

Text: FH-Prof. Mag. Dr. Peter Pantucek und FH-Prof. Mag. Dr. Johannes Pflieger

Die Umstellung der Studiengänge Soziale Arbeit auf die Bologna-Architektur von 3-jährigem Bachelor-Studium und aufbauenden Master-Studiengängen ist in Österreich formal abgeschlossen. In der Praxis galt es aber, erst zu lernen, welche Möglichkeiten und neuen Herausforderungen das System bringt, und wie denen angemessen zu begegnen wäre.

Wir haben uns an der FH St. Pölten früh dazu entschlossen, uns nicht mit Klagen über die Probleme der Umstrukturierung des Hochschulwesens aufzuhalten, sondern die darin liegenden Chancen wahrzunehmen.

Wir vertreten immer schon einen generalistischen Ansatz: Die AbsolventInnen sollen für alle Praxisfelder der Sozialen Arbeit qualifiziert sein. Das ermöglicht ihnen, sich im Laufe ihrer Berufskarriere aus der Vielfalt der Praxisfelder zu bedienen. Ein generalistisches Studium schafft einen breiteren Horizont und ist nach unserer Auffassung die beste Burnout-Prophylaxe.

Eine generalistische Bildung zwingt allerdings auch zur Bescheidenheit: Es ist nicht möglich, im Rahmen des Studiums auf alle oder auch nur die wichtigsten Praxisfelder so einzugehen, dass die Studierenden dann alles wissen, was sie für ihre berufliche Performance benötigen. Der Bildungsprozess und der Wissenserwerb können mit der Absolvierung des Studiums nicht abgeschlossen sein, sondern wird sich danach fortsetzen müssen.

Das Ziel eines Master-Studiengangs ist es also, die Studierenden für ein selbstorganisiertes Weiterlernen zu befähigen, ihnen die Schlüssel für die Wissensbestände und Diskurse der Sozialen Arbeit in die Hand zu geben. In diesem Sinne konzipieren wir den Master durchaus im Sinne eines Humboldt'schen Ideals – und fahren gut damit.

Einige Elemente dieser Konzeption seien hier kurz skizziert.

Im Team forschen und dadurch für die Praxis lernen

Was zeichnet akademisch gebildete PraktikerrInnen aus? Sie wissen, dass es auf jede Frage mehrere mögliche Antworten gibt – bleiben trotzdem handlungsfähig und können Entscheidungen treffen. Bevor sie eine Behauptung aufstellen, suchen Sie nach Fakten, die ihre These stützen, und nach solchen, die dagegen sprechen. Wenn sie eine Frage zu klären haben, dann suchen sie, was andere dazu geforscht und/oder gesagt haben. All das kann man mit Recht von Master-AbsolventInnen erwarten.

Im St. Pöltner Master-Programm können Lehrende und Studierende 4 Semester im Rahmen eines Forschungsprojekts an einem Thema arbeiten. Das ist ein Luxus.

Pro Studienjahr werden drei bis vier Projekte angeboten, aus denen zu Beginn des ersten Semesters eines auszuwählen ist. Im Rahmen des Projekts werden jeweils unterschiedliche Themenstellungen in kleinen Gruppen beforscht. Resultat dieser gemeinsamen Gruppenarbeiten sind gemeinsam verfasste Masterthesen, die sowohl gemeinsam als auch einzeln verfasste Kapitel beinhalten. Alle Masterthesen zusammen betrachtet bilden den Forschungsbericht des Projekts.

Die Stärke des Konzepts besteht darin, dass die Studierenden ihre Abschlussarbeiten in kleinen Teams verfassen. Sie haben ständige Ansprechpartner und sind in der Bearbeitung ihrer Themenstellungen auf den Austausch angewiesen. Zudem sind sie im Rahmen des Gesamt-Projekts in einen größeren thematischen Zusammenhang eingebunden. Hier wird jene Kooperation trainiert, wie sie für eine Leitungstätigkeit in Organisationen typisch ist, zum Beispiel bei der Erstellung von Konzepten.

ein individueller Bildungsplan

Ein Spezifikum der Master-Studiengänge Soziale Arbeit ist, dass sie auch für AbsolventInnen von thematisch benachbarten Bachelor-Studiengängen offen stehen. In unserem Master-Programm reagieren wir darauf damit, dass wir Studierenden die Möglichkeit geben, für einen Teil des Programms durch Mentoring unterstützt einen individuellen Bildungsplan zu erstellen (sh. dazu den Beitrag von Manuela Brandstetter). Die zwei Vertiefungsrichtungen ermöglichen weiters eine Wahl zwischen einem stärker mit Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen ausgerichteten Zweig „General Social Work“ und einer Qualifizierung in Richtung Case Management. Wir erleben die Vielfalt der Zugänge und Vorqualifikationen der Studierenden als bereichernd.

selbstorganisiertes Lernen

Eine ausgefeilte Didaktik und Studienorganisation fördert selbstorganisiertes Lernen: Ein Monat vor einem Präsenzblock erhalten die Studierenden Unterlagen und erarbeiten selbstständig die wesentlichen Inhalte. Der Präsenzblock dient der Vertiefung, Diskussion und Festigung der Lernfortschritte. Die Hochschule ist keine Berieselungsanstalt, sondern Ort der Diskussion und der Unterstützung des Kompetenzerwerbs. In Verbindung mit der durch Leitung und Coaching unterstützten Forschungsarbeit in den Projekten zeigt sich so ein modernes Bild eines Hochschulstudiums auf Master-Niveau: Die Studierenden als wichtigste Akteure, die Lehrenden als UnterstützerInnen. Ein Master-Studiengang wie dieser ist ein anregendes Umfeld für beide Seiten. Er macht Spaß. Auch das lässt sich aus der vielgeschmähten Bologna-Struktur machen.

nähere Infos: www.fhstp.ac.at/soziales



Das Modul Disziplinäre Praxis im Masterstudiengang Soziale Arbeit

Eine Innovation als Antwort auf Bologna

Text: FH-Prof. Mag. Dr. Manuela Brandstetter, DSA

Nach einem Hype der soziologischen Professionstheorie und -forschung in den 1980ern hat sich die Soziale Arbeit mittlerweile die Frage nach Professionalisierung und Disziplinentwicklung selbst auferlegt. In Forschung sowie Ausbildung versucht sie dem Rechnung zu tragen, wenngleich auch vor dem Hintergrund sehr unterschiedlicher Professionsentwicklungen in Österreich, Deutschland und der Schweiz.

Gerade aufgrund der österreichischen Professionsgeschichte mit bis in die jüngste Vergangenheit bestehenden Akademisierungsrückständen und nunmehr attestierten „radikalen Umwälzungsprozessen“ (vgl. Spitzer 2010:321 zit nach Sting 2011:43) sind hierzulande aufzuholende Wissens- und Positionierungsdefizite (Pantucek 2008) zu attestieren. Dieser Herausforderung versucht man seit der Etablierung von Fachhochschul-Diplomstudiengängen und später von Bachelorstudiengängen Rechnung zu tragen, indem die Curricula an den diversen Ausbildungsstätten umfassend mit (vermeintlich) akademischem Skill bestückt werden, bspw. in Gestalt von zum Teil hoch ECTS-dotierter Statistik- & Mathematiklehre, von Recht- und Verwaltungskunde und von Management- und Betriebswirtschaftskunde. Ohne einzelne Master-Curricula zu nennen bzw. deren Absichten im Detail zu kennen, dürfte ein Ziel dahinter sein, mittels dieser Ausrichtung das Prestige des Studiums und der AbsolventInnen insgesamt zu steigern und sie im Kanon

anderer universitärer MitstreiterInnen konkurrenzfähig(er) zu machen.

Vielfalt der Zugänge produktiv machen

In der hier gebotenen Kürze können die jüngeren Trends sowie der aktuelle Diskurs rund um die für ein Professionalisierungsprojekt zu formulierenden Bildungserfordernisse in der Sozialen Arbeit speziell für Österreich nicht thematisiert werden (vgl. dazu Sting 2011, Simon 2010). Gegenstand dieser Beschreibung ist vielmehr das Ergebnis der Auseinandersetzung, wie sie am St.Pöltner Studiengang trotz mancher Irrwege so etwas wie Good Practice hervorgebracht hat. Es schlug sich u. a. in Peter Pantuceks Idee zu einem Modul unter dem Titel **„Disziplinäre Praxis“** im überarbeiteten Master-Curriculum nieder und gab damit Antwort auf folgende Fragen:

- Wie organisieren wir die Verschränkung des Wissens aus den unterschiedlichsten Erst-Studien der BewerberInnen (neben der Sozialen Arbeit auch Bachelor in Ethnologie, Geographie, Soziologie, Bildungswissenschaften etc.) zu einem Projekt „Identitätsentwicklung“ Sozialer Arbeit?
- Wie gestalten wir – mit den Studierenden im Verbund – die Bewältigung der ausbauwürdigen Akademisierung für die österreichische Soziale Arbeit?
- Wie umgehen wir die mit dem Aufeinandertreffen von aus unterschiedlichen Ausbildungssträngen kommenden Studierenden verbundenen Statusdifferenzen, die sich in der Ausbildungssituation niederschlagen

und die die alten Mythen bzw. die „craft versions“ (vgl. Abott 1988) einer „richtigen Sozialarbeit“ aufleben lassen (vgl. dazu Sting 2011:50)?

- Wie schaffen wir es mittelfristig, uns vom Verständnis isoliert humankapitalfördernder Kompetenzentwicklung (vgl. Karl/Schröer 2006:51) zu entfernen und ein Bildungskonzept zu verwirklichen, das „soziale Bildung“ (Sting 2011:48) durchaus im Sinne der pädagogischen Inszenierung von Gemeinschaftsformen verwirklicht, nicht nur für AdressatInnen der Sozialen Arbeit, sondern durchaus auch für die Auszubildenden?

Das Konzept

Mit dem Pilotprojekt Modul „Disziplinäre Praxis“ schlagen wir in St.Pölten einen Weg ein, der den Bildungszielen von Master-Studierenden sowie dem von uns favorisierten Entwicklungsprofil Sozialer Arbeit Rechnung trägt. Konkret geht es um ein Programm im Umfang von 14 ECTS für das erste Studienjahr, das von den Studierenden fordert (und es ihnen ermöglicht), sich in Foren und Organisationen der Sozialen Arbeit zu orientieren und zu bewegen. Auch steht es Ihnen frei, an in- und ausländischen Hochschulen Lehrveranstaltungen zu (individuell relevanten) Bildungsthemen zu absolvieren und daraus ihren (subjektiven) Gewinn an Fachlichkeit zu ziehen, genauso wie sie selbstständig andere Lücken in der eigenen Wissensbasis erkennen und auffüllen können. In kleinen Ausbildungsgruppen sowie in individuellen Beratungssettings

vereinbaren Studierende mit den Lehrenden im dialogischen Prozess jenen Bildungsplan, oft anschließend an die für die Studierenden in ihrer bisherigen Laufbahn zentralen Themen und Fachbereiche. So kam es bspw., dass Studierende im ersten Semester mit ECTS dotierte Essays und Reflexionspapiere nach einer Studienreise ins Warschauer Ghetto verfassten und dabei die Notwendigkeit der Historisierungsarbeit im Feld Sozialer Arbeit herausarbeiteten. Andere wiederum nehmen Calls zur Präsentation ihrer Master-Forschungsarbeiten an und wieder andere assistieren (für eine bestimmte Dauer) den geschäftsführenden Managerinnen von kooperierenden Organisationen und verfassen kleinere Organisationsanalysen. **Job Shadowing** für Studierende mit vermeintlich geringer Beratungspraxis genauso wie Konzept- und Projektentwicklung für wiederum andere Studierende bzw. Studierendengruppen markieren die Spannweite des bestehenden Angebots. Via Datenbank werden Termine sowie anrechenbare Bildungsthemen und -veranstaltungen kommuniziert, über Studierenden-Beratung werden Fragen der Platzierung und Anrechnung individuell sowie in der (kleinen bis maximal 10 Personen umfassenden) Ausbildungsgruppe verhandelt.

An Identität und Transdisziplinarität arbeiten

Die Aneignungskultur stellt ein Abbild der Verfasstheit gegenwärtiger Sozialer Arbeit in Österreich dar: Soziale Arbeit in Österreich war eine „Erfindung der Verwaltung“ (Simon 2010:222), weshalb der soziohistorische Emanzipierungsprozess in den nächsten Dekaden noch nicht abgeschlossen sein wird. Aus diesem Grund ist Bologna für uns eine Chance zur Erhöhung der Durchlässigkeit zu den bislang vielfach als „Bezugs- oder auch Hilfswissenschaften“ bezeichneten Wissensformen. Der Kurs „Disziplinäre Praxis“ mit seinem individualisierten Programm verfolgt diesen Weg konsequent und reicht der „großen

Verwirrung, was denn Soziale Arbeit nun eigentlich sei“ (ebd.) noch eine Überhöhung nach: Eine vordergründig als noch größere Unübersichtlichkeit erscheinende Situation wird im hoch mit ECTS dotierten Kurs hergestellt, die sich unserer Ansicht nach aber bestens dafür eignet, transdisziplinäre Einflüsse zu nützen, Soziale Arbeit und ihr Entwicklungsprogramm zu thematisieren und darüber hinaus Forschungsimpulse zu setzen, die aus dem Strom der Studierenden mitbegründet werden.

Literatur

- Abbott, A. (1988): The System of Professions. An essay on the division of expert labour. Chicago: Univ Chicago Press
- Karl, U.; Schröer, W. (2006): Fördern und Fordern – Sozialpädagogische Herausforderungen im Jugendalter angesichts sozialpolitischer Umstrukturierungen. In: Spieß, A.; Tredorp, D.: Risikobiographien. Wiesbaden: VS Verlag. 41 – 57
- Simon, M. (2010): Probleme der Professionalisierung der Sozialarbeit in Österreich. In: Brandstetter, M.; Vysloulzil, M.: Von der Fürsorgeschule zum Lehrstuhl Soziale Arbeit. 205-220
- Pantucek, P. (2008): Soziale Arbeit in Österreich. In: Kreft, Dieter; Mielenz I (Hg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim/ München: Juventa. 805-811
- Spitzer, H. (2010): Sozial Arbeit in Österreich – eine Profession im Aufbruch. In: Neue Praxis 40. H. 3231 – 330
- Sting, S. (2011): Disziplin, meine Damen und Herren. In: Anastasidis, Maria; Heimgartner, Arno; Kittel-Satran; Wrentschur, Michael (Hg.): Sozialpädagogisches Wirken. 36-55

Mag. Dr. Manuela Brandstetter, Jg. 1973. Sozialarbeiterin und Soziologin lehrt und forscht an den Studiengängen Soziale Arbeit in St.Pölten zum Themenschwerpunkt „Sozialraum“ und „regionale Hilfestrukturen“. Lektorat am FH Campus Wien, an der FH OÖ und am Institut für Soziologie der Universität Wien.



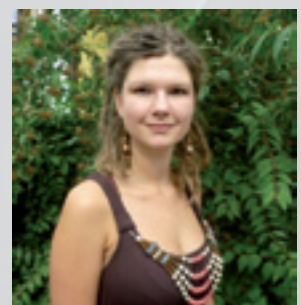
SOZIALE ARBEIT

Das **BACHELOR Studium Soziale Arbeit** sichert Grundlagen für professionelles Handeln. Das Curriculum ist gut überschaubar nach Lebensaltern aufgebaut; vier Wahlfächer, sehr gute Auslandskontakte für Praktika (Ostafrika), Kreativität und hoher Praxisbezug.

MASTER mit Profil Entwickeln & Gestalten einzigartig im deutschsprachigen Raum; zielt auf handlungsorientierte Kompetenzen für neue Lösungen im sozialen Feld; Verbindung von Theorie & Praxis durch integrierte Projektarbeit und exzellente Lehre.

Mehr Infos:

www.fh-kaernten.at/soz

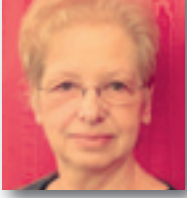


NACH MEINEM BA-STUDIUM IN BAYERN WOLLTE ICH NEUE ERFAHRUNGEN SAMMELN UND FAND DIE VORTEILE EINER KLEINEREN FH REIZVOLL. BESONDERS INTERESSANT WAREN DIE PROJEKTE UND DIE CHANCE, EIGENE IDEEN EINZUBRINGEN. „DU STUDIERST DORT, WO ANDERE URLAUB MACHEN!“ – DAS HABE ICH OFT GEHÖRT UND TATSÄCHLICH TRIFFT ES AUCH ZU.

VERONIKA GRUBER, MA SEIT 7/2012

WWW.FH-KAERNTEN.AT/SOZ





Das Soziale Organismusmodell

Ein Beitrag zur Entwicklung eines eigenständigen grundlegenden Theoriekonzepts für Soziale Arbeit

Text: Friederike Löbl, DSA

Kollegin Friederike Löbl war über einige Jahrzehnte als Sozialarbeiterin in multiprofessionellen Teams tätig. Sie musste immer wieder das Existenzrecht der Sozialarbeit in diesen Teams erklären und verteidigen. Vor diesen Herausforderungen stehen KollegInnen in unterschiedlichsten Institutionen nach wie vor. Ein überzeugendes Argument von Kollegin Löbl war die umfassende und generalistische Ausbildung der SozialarbeiterInnen, sowie die ganzheitliche Sicht auf die KlientInnen.

Kollegin Löbl hat sich dieser Situation gestellt und versucht eine eigenständige und praxisbezogene Sozialarbeitstheorie zu entwickeln und im Rahmen regelmäßig stattfindender „Jourfix- Termine“ im obds – Landesgruppe Wien mit PraktikerInnen und Lehrenden zu diskutieren. DSA Olga Zechner

Nächster Termin: 06.05.2013 um 18:00 im obds – wien • Obds- Landesgruppe Wien • wien@sozialarbeit.at

Zusammenfassung

In der mehr als hundertjährigen Geschichte der Entwicklung einer Sozialarbeits-Wissenschaft wird hier nun ein Theoriekonzept vorgestellt, das aus der Praxis für die Praxis entstanden ist. Gerade in Zeiten, wo mit der Etablierung der Ausbildung zur Sozialen Arbeit an Fachhochschulen eine Spezialisierung und Aufsplitterung in Fachsozialarbeiten einhergeht, wird die Fassung einer eigenständigen und grundlegenden Theorie dringend erforderlich, um eine generelle und gleichzeitig spezialisierte Sozialarbeit konzeptuell zu unterlegen. Das vorliegende Konzept wurde vorwiegend aus 3 Quellen gespeist, der langjährigen Berufserfahrung der Autorin, dem Konzept autopoietischer Systeme von Maturana und Varela, sowie dem humanistischen Psychotherapiekonzept nach Rogers.

Teil 1 - Theorie

In der mehr als 100-jährigen Geschichte der Entwicklung einer Wissenschaft für Soziale Arbeit zeigte sich

immer wieder das Dilemma, dieses hochkomplexe Berufsfeld so stimmig zu abstrahieren, dass es in ein wissenschaftliches Korsett passt und dennoch für die Praxis relevant bleibt. Die verschiedenen Wissenschaftsrichtungen, die sich seit dem europäischen Mittelalter ausgeformt haben und die in den unterschiedlichen „Disziplinen“ der Universitäten ihren Stein gewordenen Ausdruck finden, sind ein Zeichen dafür, wie schwer es ist, den interdisziplinären Weg zu beschreiten (C. W. Müller 2012). Solange das „Schachterldenken“ dominiert, ist Sozialarbeit wissenschaftlich nicht fassbar. Es sind neue mutige Wege grenzüberschreitenden Denkens notwendig. Wichtige Anregungen in Sachen disziplinärer Grenzüberschreitungen haben u. a. Capra, Maturana, Kandel gebracht. Gerade im humansozialen Bereich ist es wichtig, der wissenschaftlichen Entwicklung zu immer mehr detailliertem Spezialwissen in einer Art Gegenpendelbewegung generelle Denkmodelle gegenüberzustellen. Das Denken in Verbindungen scheint der weiblichen Logik näher zu liegen, als der analysierenden männlichen. Erst die Kreation sinnvoller Verbindungs-Konzepte zwi-

schen den unterschiedlichen relevanten Disziplinen ist für die Entwicklung einer Sozialarbeitswissenschaft zielführend. Wir brauchen Brücken zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, zwischen individuellen und gesellschaftlichen, zwischen generellen und fachspezifischen Konzepten, Brücken zwischen Verstand und Gefühl und zwischen Theorie und Praxis. Die Sozialarbeit hat sich ihre Denkkonzepte aus vielen Bezugswissenschaften geholt. Diese Vorgehensweise war in den 70er-Jahren als „eklektisch“ diskreditiert und findet jetzt unter dem Begriff „transdisziplinär“ mancherorts Eingang in die wissenschaftliche Szene. Grundsätzlich braucht Sozialarbeit jedoch ein eigenständiges wissenschaftliches Konzept, das sie auch aus der Dominanz der Bezugswissenschaften herausführt. Gleichzeitig ist der methodische Reichtum der Bezugswissenschaften zu nützen, jene Gesetzmäßigkeiten herauszufiltern, die für Sozialarbeit relevant sind, diese sind entsprechend zu adaptieren und in ein generelles Denkmodell für Sozialarbeit zu integrieren.

Wie ist diese Konzept entstanden?

Das hier vorgestellte Konzept wurde überwiegend aus drei Hauptquellen entwickelt.

1. aus der eigenen reflektierten Berufserfahrung
2. aus der Systemtheorie von H. Maturana (1985, 1987) und Varela (1987) und
3. aus der Humanistischen Psychotherapie nach C. Rogers (1989, 1990).

Ich arbeitete 40 Jahre als Sozialarbeiterin im Jugendamt der Stadt Wien, davon 25 Jahre in Kinder- und Jugendpsychiatrischen Kliniken. In der Jugendamtsarbeit stellte das **Doppelmandat**, das Spannungsfeld zwischen behördlichem Auftraggeber und der Klientel eine besondere Herausforderung dar. Um dem Tripelmandat nach Staub-Bernasconi (2007) (Verpflichtung der Sozialen Arbeit sowohl der Klientel, als auch der Gesellschaft und der Wissenschaft gegenüber) zu entsprechen, mangelte es an einschlägigen praxisrelevanten Theorien. In den Kinder- und Jugendpsychiatrischen Kliniken lag die Herausforderung vor allem in der Positionierung und Behauptung der Sozialarbeit als Profession im Reigen von Ärzten, Pflegepersonal, Psychologen, Pädagogen u. a. Gerade die Arbeit im **interdisziplinären Team** motivierte mich, das Spezifische der Sozialarbeit wahrzunehmen, zu benennen und ihrem Wirkbereich einen entsprechenden Platz zu schaffen. Ab den frühen 70er-Jahren brachte die Entstehung diverser Psychotherapieschulen in Österreich die Diskussion zwischen **individuellen und systemischen Ansätzen** ins Rollen und fand auch in der Sozialen Arbeit ihren Niederschlag. Und es war mir auch hier ein besonderes Anliegen, Verbindungswege aufzuspüren.

Das hier dargestellte Konzept wurde nicht am Schreibtisch konstruiert. Fragen, die sich im sozialarbeiterischen Alltag stellten, bildeten die Grundlage der Erforschung: **Was** mache ich als Sozialarbeiterin? **Wie** mache ich es? Wie kann ich das, was ich hier tue,

möglichst stimmig **benennen**? Welche Theoriekonzepte sind hilfreich? Wie lassen sie sich zu einem Theoriemodell für Sozialen Arbeit verbinden? Hier ging es darum, das Spezifische der Sozialen Arbeit zu konkretisieren und gegenüber Bezugswissenschaften abzugrenzen. So entstand ein Theoriekonzept, in dem die Komplexität unseres Berufes Platz hat und das sich ständig weiter entwickeln kann.

Das Konzept des **autopoietischen Systems von Maturana** wurde als grundlegend aufgegriffen und für soziale Organismen spezifiziert. Auch Luhmann (1998) nützt dieses Konzept für seine systemwissenschaftliche Soziologie, die jedoch wegführt vom Individuo-systemischen Handlungsfeld, das für die Sozialarbeit wesentlich ist. Auch Staub-Bernasconi (2007) und Kleve (2010) beziehen sich in ihren systemtheoretischen Überlegungen auf Maturana.

Die **Humanistische Psychotherapie nach C. Rogers** leistet mit ihrem Konzept der Grundhaltungen (Wertschätzung des Klienten, Empathie, Echtheit des Therapeuten) einen wesentlichen Beitrag für professionelle Beziehungsarbeit. Rogers' Konzept der Aktualisierungstendenz (organismisches Streben nach Weiterentwicklung und Differenzierung) ermöglicht das Verstehen von Veränderung durch professionellen Anstoß.

Es wurde ein **transdisziplinärer** Weg eingeschlagen. Theoriekonzepte aus Sozialarbeitswissenschaften, sowie unterschiedlichen Bezugswissenschaften wurden gesichtet, in der Alltagspraxis erprobt und wenn sie sich als hilfreich erwiesen, für dieses Konzept kreativ zusammengeführt.

Das Besondere an diesem Theoriekonzept

Das Besondere an diesem Konzept ist, dass es genau dem Anspruch, Brücken zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, individuellen und systemischen Theorien, kognitiven und emotionalen Konzepten zu kreieren, nachkommt. Erst dieses „Beziehungsdenken“ ermöglicht den theoretischen

Zugang zur sozialen Dimension. Erst solche Denkstrukturen erlauben das, was in der Sozialen Arbeit praktisch geleistet wird, auch wissenschaftlich zu belegen.

Die besonderen Qualitätsmerkmale dieses Theoriekonzepts sind, dass es eigenständig, grundlegend, umfassend und gleichzeitig differenziert ist, dass Wissenschaft im Dienst der Praxis steht, dass es eine spezifische Sprache für Soziale Arbeit entwickelt, dass es als Konzept selbst den darin dargestellten Gesetzmäßigkeiten unterliegt und sich selbst in ständigem Entwicklungsprozess befindet.

Soziale Arbeit braucht ein **eigenständiges** Theoriekonzept

- als Grundlage für den Professionalisierungsprozess
- zur Abgrenzung von und Kooperation mit anderen Humanberufen
- um nicht ständig von einem Denkkonzept (von Bezugswissenschaften) in ein anderes springen zu müssen
- wegen der Identitätsstiftenden Wirkung
- als wissenschaftliche Grundlage für ein Berufsgesetz.

Soziale Arbeit braucht ein **grundlegendes** Theoriekonzept

- für eine generelle und auch fachspezifische Soziale Arbeit.
- als wissenschaftliche Basis zur Reflexion der Arbeit, für Planung, Durchführung, Evaluation und Forschung.
- das ein Gerüst schafft, das das WESEN der Sozialen Arbeit erfasst und das die vielen individuellen Theoriefacetten und Methoden zueinander ordnen kann.

Soziale Arbeit braucht ein **umfassendes und gleichzeitig differenziertes** Theoriekonzept

- das Platz für soziale Organismen aller Größen (Individuum, Familie, Gruppe, Team, Gemeinwesen, Staat....) und
- Platz für die erforderliche Komplexität (Mensch in seiner Umwelt & im bio-psycho-mental-sozialen Ansatz, Verbindung von individuellen und gesellschaftlichen Denkkonzepten) bietet.

In diesem Theoriekonzept stellt sich

die **Wissenschaft primär in den Dienst der Praxis**. An Universitäten verfasste Konzepte unterscheiden sich deutlich von Konzepten, die aus der Praxis entwickelt werden. UniversitätsprofessorInnen sind primär dem wissenschaftlichen Kontext verpflichtet. Sie beziehen sich oft auf eine bestimmte philosophische Denkrichtung oder bleiben den Konzepten von Bezugswissenschaften (wie Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Ökonomie, Politikwissenschaft) treu und legen sie auf Soziale Arbeit um. Die wissenschaftliche Konkurrenz steht im Vordergrund. Hingegen sehen PraktikerInnen den Praxisbezug eines Theoriekonzepts als primäres Anliegen. Dank und Anerkennung gebührt den HochschulprofessorInnen jedoch dafür, die Ausbildung zur Sozialen Arbeit auf Hochschulebene gebracht zu haben. Nun bedarf es noch eines weiteren Schrittes, der Theorieentwicklung dort entsprechenden Raum zu geben. Im vorliegenden Konzept kommt auch der Entwicklung **spezifischer Begriffe** (standardisierte Sprache) **für Soziale Arbeit** wichtige Bedeutung zu.

- Die Definition spezifischer Begriffe für die Soziale Arbeit ist notwendig, damit SozialarbeiterInnen, wenn sie die selben Wörter verwenden, auch annähernd gleiche Begriffsvorstellungen dazu haben.
- Eine standardisierte Sprache fördert die Kommunikation zwischen den SozialarbeiterInnen, zwischen SozialarbeiterInnen und anderen Berufsgruppen, sowie zwischen Fachleuten und Laien.
- Eine standardisierte Sprache bietet ein Messinstrument an und ermöglicht den Vergleich wissenschaftlicher Daten.
- Eine standardisierte Sprache fördert die Identität.

Das hier präsentierte Konzept befindet sich **in ständiger Entwicklung**. Nur so kann es einer sich ständig verändernden Gesellschaft gerecht werden.

Das Soziale Organismusmodell

Skizzierung eines Theoriekonzepts für Soziale Arbeit als Disziplin und Profession

Zunächst zu dem hier unterlegten Verständnis von Sozialer Arbeit: Sozialarbeit befasst sich professionell mit Menschen und sozialen Organismen in ihrer sozialen Umwelt (person in environment) im bio-psycho-sozialen Ansatz und im Kontext Sozialer Gesundheit. Soziale Gesundheit bezieht sich hier auf die „dritte Säule“ der WHO-Gesundheitsdefinition von physischem, mentalem und sozialem Wohlbefinden. Die Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung (1986) geht noch darüber hinaus und beschreibt explizit soziale Faktoren der Gesundheit, wie Frieden, angemessene Wohnbedingungen, Bildung, Ernährung, Einkommen, ein stabiles Öko-System, eine sorgfältige Verwendung vorhandener Naturressourcen, soziale Gerechtigkeit und Chancengleichheit. Das Kernthema einer Sozialarbeitswissenschaft ist daher das *Sozial-Sein und Sozial-Handeln* in obigem Sinn.

Nun zum Kern dieses Artikels: Das hier vorgestellte Theoriekonzept erhält den Arbeitstitel „Soziales Organismusmodell“. Es stellt eine erste Skizze eines eigenständigen, grundlegenden, umfassenden und differenzierten Denkmodells dar und versteht sich als Grundbaustein sowohl für die Profession als auch für die Disziplin Soziale Arbeit. Siehe Abb.1.



Abb.1: Das Soziale Organismusmodell

Es wurde der Begriff „sozialer Organismus“ statt „System“ gewählt. Da der Begriff System das Individuelle exkludiert und leblos wirkt. Der Begriff Organismus vertritt das Lebendige, verbindet individuellen und gesellschaftlichen Zugang und integriert die bio-psycho-mental-soziale Dimension (im Unterschied zu Klevé, der Organismus mit biologischem System (Körper) gleichsetzt (Klevé 2010, S. 149)).

Die Stützpfeiler des hier skizzierten Konzepts bilden zwei Prinzipien, die miteinander verschränkt sind, das **Organismusprinzip** und das **Interdimensionsprinzip**. Während das Organismusprinzip das **Was** diverser humansozialer Organismen bedient (also die Verortung, die Organisationsstruktur und ihr Verhalten), beschreibt das Interdimensionsprinzip das **Wie** (also den Zusammenklang von Körper, Geist, Seele und Sozialem aller humansozialen Organismen). Beide Prinzipien folgen einem integrativ ganzheitlichen Ansatz. Damit ist weder die Wiederzusammensetzung des Zerlegten, noch der Rückschluss von einem ausdifferenzierten Ende einer Analyseketten auf alles Andere gemeint, sondern eine grundlegende Wahrnehmung des Ganzen als Einheit, die alle Teile integriert und vernetzt beinhaltet. Auch wenn ich bei der Reflexion meiner Arbeit einen bestimmten Teil fokussiere, so bleibt dieser doch mit den ihn umgebenden Organismen, bzw. Dimensionen vernetzt. Aufgrund unserer Art analytisch zu denken zerlegen wir komplexe Vorwissenisse, um sie denkbar, begreifbar und kommunizierbar zu machen. Wir haben keinen wissenschaftlich belegten reflektorischen Zugang zu unserer Ganzheitlichkeit. Dafür benötigen wir z.B. meditative Zugänge. Um Soziale Arbeit als Disziplin untermauern zu können, müssen wir interdisziplinäre und transdisziplinäre Wege beschreiten.

Das Organismusprinzip

Das **Organismusprinzip** beschreibt soziale Organismen in Bezug zu ih-

rer sozialen Umwelt. Es erfasst die Gesetzmäßigkeiten, die für jeden sozialen Organismus gleichermaßen gelten, ob es sich um einen Menschen, ein Paar, eine Familie, eine Gruppe, ein Arbeitsteam oder ein Gemeinwesen usw. handelt. Es bietet ein Theoriekonzept, um Organismen in ihrem Entwicklungsprozess (Längsschnitt) ebenso wie in ihrer Vernetzung im Hier und Jetzt (Querschnitt) verstehen und auch beeinflussen zu können. Es belegt die Analogien kleiner und großer Organismen jeweils einzeln betrachtet, genauso wie die integrative Wechselwirkung von Suborganismen und den sie umgebenden Hauptorganismus. Dem Organismusprinzip kommt eine ordnende Funktion zu, vergleichbar mit Google-maps, wo man sich einen Überblick über die Weltkarte verschaffen und dann einen bestimmten Kontinent, einen bestimmten Staat einen bestimmten Ort heranzoomen kann. Von dieser Oberflächenbetrachtung führt der nächste Schritt in die Tiefe. Im dargelegten Konzept wird das Denkmodell des autopoietischen Systems (Maturana) für soziale Organismen spezifiziert. Siehe Abb. 2 Das Organismusprinzip.



Abb. 2: Das Organismusprinzip

Ein sozialer Organismus wird durch 4 wesentliche Merkmale gekennzeichnet: die Grenze, die Struktur-Organisation, die existentielle Wechselbeziehung mit seiner Umwelt und die integrative Ordnungswirkung.

Die **Grenze** ermöglicht uns, einen Organismus als einheitliche spezifische

Gestalt von seiner Umgebung zu unterscheiden. Sie ist konkret (z.B. Haut oder Zellmembran) oder symbolisch (z.B. bei Familien oder Arbeitsteams) wahrnehmbar und erlaubt dem Beobachter, einen bestimmten Organismus zu identifizieren. Die Grenze schützt den Organismus vor verletzenden Einflüssen aus der Umwelt und vor dem Zerfließen der Inwelt in die Umwelt. Die Grenze ist gleichzeitig Kontaktorgan des Organismus mit der Umwelt, das Ein- und Ausfuhr existenziell notwendiger Elemente selektiv betreut.

Bei intakter Grenze sprechen wir von klarer Grenze. Veränderungen einer klaren Grenze auf Dauer in Richtung einer starren oder diffusen Grenze werden als Störung gesehen. Wird eine Grenze starr, so behindert sie Ein- und Ausfuhr, was zunächst temporär auch zum Schutz dienen kann, unter Umständen aber schließlich zum Tod des Organismus führt. Andererseits kann eine diffuse Grenze, d.h. eine sich partiell auflösende Grenze, zunächst eine lebenserhaltende Reaktion auf organismische Bedürfnisse sein, aber schließlich auch zu Erkrankung oder Auflösung des Organismus führen. Derartige Veränderungen können sowohl vom Organismus als auch von der Umwelt verursacht werden. (Patchworkfamilien lassen Grenzen schwer erkennen, Schutzfunktion kann verloren gehen, Obsorgestreitvarianten....), (Deregulierung, Produktionsverlagerungen in Billigstlohnländer, lassen Unternehmen als Sozialorganismen schwer erkennen und behindern die Schutzfunktion....)

Die **Struktur-Organisation** des Organismus.

Struktur und Organisation bedingen und entwickeln einander wechselseitig in Permanenz. Struktur und Organisation sind immer gleichzeitig, auch wenn wir es in unserer analytischen Denkweise nur hintereinander denken können.

Unter Struktur werden alle jene Elemente des Organismus subsummiert, die seinen Aufbau gewährleisten, sozusagen die Gesamtheit seiner Bauelemente. Dabei ist es ganz wichtig hier

noch einmal zu betonen, dass es sich bei der Struktur um nichts Statisches handelt. Die Struktur befindet sich in ständigem Aufbau, Abbau, Umbau und ist in keinem Augenblick so wie im Augenblick zuvor oder danach! Die Struktur stellt das tragende dynamische Gerüst für alle Lebensfunktionen des Organismus als basale Bedingung dar (wie z.B. die Anatomie oder Verhaltensmuster).

Unter Organisation verstehen wir die Gesamtheit aller Lebensfunktionen des Organismus, die seine Struktur aufbauen, abbauen, umbauen (wie z.B. Physiologie oder soziales Verhalten in sozialen Organismen).

Weder die Struktur allein, noch die Organisation allein betrachtet, genügen, um den Organismus als solchen zu verstehen. Erst die Betrachtung ihrer wechselseitigen Existenzbedingung verhilft uns dazu, den Organismus als lebendes Wesen wirklichkeitsnah zu verstehen und zu reflektieren. (Bundesländer - Bund: erstarrte Strukturentwicklungen, die notwendigen funktionalen Entwicklungen im Weg stehen.), (In der Medizin entspricht die Anatomie der Struktur (z.B. Herz und Blutgefäße) und die Physiologie der Organisation (z.B. Blutkreislauf).)

Die existentielle Wechselbeziehung mit der Umwelt (Verhalten).

Ein Organismus existiert (lebt) ausschließlich in Wechselbeziehung mit seiner Umwelt. Er befindet sich zur Selbsterhaltung in ständigem Austausch mit seiner Umgebung. Alle Handlungen, Funktionen, Verhaltensweisen, Aktionen von Menschen und sozialen Systemen sind sozusagen Vehikel der Wechselbeziehung und bewirken, wenn man einen einzelnen bestimmten Organismus fokussiert, dessen Existenzhaltung oder Vernichtung mit allen Abstufungen dazwischen. Und der fokussierte Organismus wirkt seinerseits konstruktiv bis destruktiv in seine Umwelt. Soziale Organismen müssen ihre „Sinne“ nach außen richten, um Ressourcen fürs Überleben zu finden, aber auch Gefahren zu erkennen, um sich zu

nähren und zu schützen. Sie müssen ihre Grenzen erkennen, respektieren und schützen.

Die integrative Ordnungswirkung

Diese zeigt hierarchische (im Sinn zunehmender Komplexität) und partnerschaftliche Organismusbeziehungen auf.

Ein Beispiel für eine hierarchische Ordnungskette: Ein Mensch (sozialer Organismus 1. Ordnung) ist gleichzeitig Strukturorganisationselement eines sozialen Organismus 2. Ordnung (Dyade). Ein sozialer Organismus 2. Ordnung ist gleichzeitig ein Strukturorganisationselement eines sozialen Organismus 3. Ordnung (Familie) usw.

Gleichzeitig weist ein Organismus partnerschaftliche Organismusbeziehungen auf. Jedes Familienmitglied trägt zum Wohlbefinden bzw. Leid der anderen Familienmitglieder bei und ebenso tragen die einzelnen Familien zum Wohl oder Weh des Gemeinwesens bei, dem sie angehören. Diese Denkweise stellt nicht mehr Organismus 1 und Organismus 2, jeden für sich völlig isoliert betrachtet, nebeneinander und sucht dann mühsam Brücken, sondern sie integriert von vorn herein die Beziehung beider Organismen in der Weise, dass sie einen Organismus als Element bzw. als Umwelt des anderen sieht. Siehe Abbildung 3.



Abb. 3: Organismen zunehmender Komplexität

Das Interdimensionsprinzip

Das Interdimensionsprinzip beschreibt den Menschen als biologische, psychische, mentale Einheit im sozialen Kontext.

Die Begriffe „Psyche“, „Kognition“, „Emotion“, „Ratio“, „Physis“ sind in der Psychologie, Pädagogik, Medizin so vielfach unterschiedlich definiert und benützt, sodass eine spezifische, für den sozialen Kontext relevante Definition notwendig ist. Der Begriff „sozial“ ist in seiner Wechselwirkung mit den Begriffen „biologisch“, „psychisch“ und „mental“ neu zu konfigurieren und zu definieren. Diese Begriffe sind aus ihrer Festlegung durch die Bezugswissenschaften zu befreien, um sie in ihrem eigentlichen Wesenskern speziell im sozialen Kontext und gleichzeitig in Ihrer immanenten Wechselwirkung zu verstehen. Während Kleve von Systemklassen des Biologischen, Psychischen und Sozialen spricht, die sich wechselseitig voraussetzen, sowie hinsichtlich ihrer allgemeinen Organisationsweise nach demselben Modell (Autopoiesis) beschrieben werden können (Kleve 2010, S.16), werden hier vier Dimensionen unterschieden: die biologische, die psychische, die mentale und die soziale. Dem autopoietischen Systemkonzept nach Maturana und Varela entsprechend realisiert sich die konkrete Organisation jeder dieser vier Dimensionen auf eigenständige Weise. Jede dieser Einheiten definiert sich durch Unterscheidung von ihrer Umwelt, bzw. anderen Einheiten. (Vergleiche Maturana, Varela, 1987, S.46.) Die biologische, psychische, mentale und soziale Dimension des Menschen werden jeweils als eigenständige Konzepte betrachtet, die miteinander in Wechselbeziehung stehen. PraktikerInnen, WissenschaftlerInnen, sowie Internationale für Soziale Arbeit relevante Vereinigungen (wie die Internationale Vereinigung der Sozialarbeiterinnen oder die Weltgesundheitsorganisation) verwenden den Begriff „sozial“ ganz selbstverständlich, ohne ihn genauer zu definieren. Es obliegt der Wissenschaft

Soziale Arbeit, den Begriff „sozial“ spezifisch zu definieren. Hier wird nun mit dem Interdimensionsprinzip eine erste definitorische Festlegung angeboten. Siehe Abb. 4.



Abb. 4: Das Interdimensionsprinzip

Mit **biologischer Dimension** (Körper) wird hier das als lebende Materie erfassbare des menschlichen Organismus umschrieben. Der Körper hilft uns, spürend zu erkennen und materialisiert alle Erfahrungen. Gefühle hinterlassen nicht nur im Hirn Erinnerungsspuren, sondern werden auch in Muskeln gespeichert. Sie prägen unsere Körperhaltung und Bewegungsabläufe mit. Die Zerlegung des Menschen in körperliche, geistige und psychische Anteile ist nur fiktiv in unserer Gedankenwelt möglich. So können wir die menschliche Vielfalt und Komplexität verstandesmäßig erfassen. Wenn wir aber mit einem Menschen in Beziehung treten, ist es immer eine Begegnung mit einem Individuum in seiner Gesamtheit.

Unter **mentaler Dimension** (Geist) wird die Bewusstseinsorganisation (Erkenntnis) verstanden. Der Geist lässt uns unser Selbst (Körper- und Seelenleben) in unserer Umwelt erkennen und benennen. Hier wird zwischen bewusster Wahrnehmung, bzw. Erkenntnis und dem Denken im Allgemeinen unterschieden. Das Denken wird hier dem Begriff „Verhalten“ zugeordnet. Denken, Planen, Reproduzieren von Wissensinhalten, Tagträumen sind verschiedene Arten zu handeln. Diese Unterscheidung ist für das reflektorische Selbstverständ-

nis und das Verstehen der Mitmenschen wesentlich.

Die **psychische Dimension** (Seele) wird hier als immanent bewertende Instanz verstanden, die uns spüren lässt, ob uns etwas gut tut oder schadet, wobei sich hier die gesamte Stimmungs- und Gefühlspalette entwickelt. Wie man sich fühlt, kann nur jeder für sich erkennen. Kein Fachmann kann das für einen anderen Menschen wissen. Fachleute können nur Interpretationsangebote machen. Diese Bewertungsinstanz bestimmt maßgeblich unsere Handlungen, meist ohne dass wir sie uns bewusst machen. Nun sind wir grundsätzlich fähig, diese Bewertung, bzw. unsere Gefühle bewusst zu erkennen und zu reflektieren. Es bedarf jedoch einiger Übung, unsere Handlungen bezüglich unserer emotionalen Motivierung und Färbung zu kontrollieren und zu beeinflussen. Auch wenn hier mentale und psychische Dimension differenziert beschrieben werden, so bilden sie

doch zwei Seiten einer Medaille.

Nun zur **sozialen Dimension**, der in der Sozialen Arbeit das Hauptaugenmerk gilt. Siehe Abb. 5.

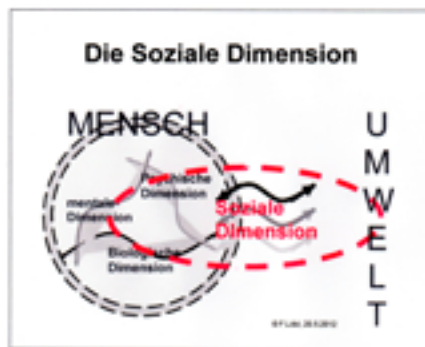


Abb.5: Die Soziale Dimension

Unter der Sozialen Dimension wird die Wechselbeziehung eines Menschen mit seiner menschlichen Umwelt verstanden. Das Soziale ist sowohl eine Dimension des Individuums, als auch eine gesellschaftliche Dimension. Sie erfasst das intrapersonale So-

zialesein des Individuums genauso wie seine Interaktionen mit der Umwelt. Die Fähigkeit zum Sozialesein ist genetisch prädisponiert und wird durch die Bindungserfahrungen zu den frühen (Haupt-) Bezugspersonen weiterentwickelt. Einen Hinweis darauf gibt auch das Autismussyndrom, als u. a. genetisch bedingte Störung des empathischen Sozialeseins (Vergleiche Schmötzer, Feineis-Matthews, Böhlte, Poustka 2008, bzw. die Bindungstheorie nach Bowlby 2008.). Gesunde soziale Beziehungen sind Bedingung für eine gesunde bio-psycho-mentale Entwicklung.

Entwicklung der Sozialen Dimension

Der Mensch als soziales Wesen befindet sich in einem evolutionären Entwicklungsprozess, sowohl phylogenetisch, als auch ontogenetisch. Die bio-psycho-mentale Entwicklung eines Individuums ist zu Beginn seines Lebens nur im Austausch mit anderen



Studium mit Zukunft

Der Master-Studiengang Soziale Arbeit der Fakultät für Gesundheit und Soziales der FH OÖ in Linz dient einem wissenschaftlich und fachlich vertiefenden Studium der Sozialen Arbeit unter besonderer Berücksichtigung der Vermittlung von interkultureller Kompetenz. Der Studienschwerpunkt interkulturelle Kompetenz wurde vor dem Hintergrund gewählt, dass MigrantInnen bzw. Menschen mit Migrationshintergrund heute in allen Bereichen der Sozialen Arbeit anzutreffen sind. In diesem Sinn versteht sich interkulturelle Kompetenz als Querschnittskompetenz über alle Handlungsfelder und Tätigkeitsbereiche der Sozialen Arbeit und impliziert ein Bündel von fachlichen, persönlichen und sozialen Kompetenzen, welches Reflexionsvermögen und Handlungsfähigkeit in kulturellen Überschneidungssituationen ermöglicht. Die AbsolventInnen des Master-Studiengangs können in allen Tätigkeitsbereichen der Sozialen Arbeit exekutive wie leitende Funktionen ausfüllen, insbesondere Funktionen, die ein hohes Maß an interkultureller Kompetenz verlangen. Ein besonderes Augenmerk wird auch auf die Vermittlung von Wissenschafts- und Forschungskompetenz gelegt, um auch die Anschlussfähigkeit an ein Doktorats-Studium im Bereich der Sozialwissenschaften zu gewährleisten.

Abschluss: Master of Arts in Social Sciences (MA)

Studienplätze: 30

Bewerbungen: bis spätestens 31. Mai 2013

Studiendauer: 4 Semester (120 ECTS)

Organisationsform: berufsbegleitend

Aufnahmegespräche: 20.03., 24.04., 22.05. und 12.06.2013

Zugangsvoraussetzungen:

- Bachelor-Studiengang „Soziale Arbeit“
- Diplom der Akademien für Sozialarbeit (mindestens 60 ECTS)
- Zweijährige Ausbildung an der Akademie für Sozialarbeit, zusätzlich abgeschlossene fach einschlägige Weiterbildungen anerkannter postsekundärer Bildungseinrichtungen im Ausmaß von mindestens 60 ECTS.
- abgeschlossenes Bachelor- oder Diplomstudium aus dem Bereich der Sozial- und Bildungswissenschaften bzw. anderer verwandter Studienrichtungen, wenn das Studium einen sozialarbeiterisch relevanten Kernbereich von mindestens 60 ECTS-Punkten enthielt.

Bewerbungsunterlagen und weitere Informationen unter: <http://www.fh-ooe.at/campus-linz/studiengaenge/master-studien/soziale-arbeit>

Menschen möglich. Schon ein Säugling kann zwischen menschlicher und nicht-menschlicher Umwelt unterscheiden. Er braucht die menschliche Umwelt, um seine soziale Dimension, seine Empathie und Einfühlungsfähigkeit in andere Menschen und ihre Verbalisierung zu erlernen. Die Beziehung zur menschlichen Umwelt prägt seine Persönlichkeit. Siehe Abb. 6.



Abb. 6: Entwicklung der Sozialen Dimension

Jeder Mensch entwickelt in sich soziale Repräsentanzen seiner Beziehungserfahrungen, aus welchen er zeitlebens sein Sozialverhalten nährt. Kurt Lewin (1993) schreibt in seiner Feldtheorie, dass das Individuum nur

in der Interaktion mit seiner je spezifischen, subjektiv erlebten Umwelt zu verstehen ist. Perls (1976) sieht das Individuum als Figur auf der Gesamtsituation. Bowlby (2008) erkannte die Bedeutung früher konsistenter Mutter-Kind-Beziehungen, seine früheren Erfahrungen mit der Bezugsperson werden zu repräsentationalen Systemen zusammengefasst, die er als „innere Arbeitsmodelle“ beschreibt. Daniel Stern (2006) eröffnete neue Einsichten mit seiner Säuglingsforschung. In den genannten Arbeiten wird die Soziale Dimension vor allem als eine von mehreren Bedingungen herangezogen. In einem Theoriekonzept für Soziale Arbeit hat sie jedoch einen zentralen Stellenwert und ist auch als die wesentliche Dimension auszuführen.

Im gesellschaftlichen Kontext betrachtet, erfasst die Soziale Dimension das Beziehungsgeschehen zwischen Individuen und anderen Sozialen Organismen, bzw. zwischen verschiedenen sozialen Organismen höherer Komplexität. Die Gesellschaften haben hier unterschiedlichste Regelwerke entwickelt (Menschenrechte, Gesetze, Normen, Werte usw.), die von den Menschen in ihren sie umgebenden Sozialorganismen gelebt werden.

Dieses Denkmodell kann nicht die Realität abbilden. Es ist ein denktechnisches Hilfsmittel, ein Werkzeug, um die Komplexität in einzelnen Denkschritten erfassen und kommunizieren zu können. Während soziale Ereignisse in allen oben beschriebenen Dimensionen gleichzeitig passieren, können wir sie nur hintereinander und nebeneinander denken. Die oben beschriebenen Prinzipien bieten eine Denkstruktur, die beim Zerlegen schon wieder die Gesamtheit im Blick bzw. im Hinterkopf hat.

Der Mensch und die Gesellschaft sind mehr als je ein Theoriekonstrukt beschreiben kann. Wissenschaft dient hier keinem Selbstzweck, sondern als Instrument des Verstehens, Planens, Handelns. Man darf den Menschen und professionelle zwischenmenschliche Beziehungen nicht auf das wissenschaftliche Vermögen reduzieren. Die menschliche Existenz mit ihrem Leid und ihren Fähigkeiten, ihren Problemen und Ressourcen ist in ihrer Existenz nicht in Frage zu stellen, nur weil sie wissenschaftlich noch nicht restlos bewiesen ist.

Dieses Denkmodell ermöglicht einerseits sozialarbeiterisches Handeln zu verstehen und achtsame Sozialplanung zu betreiben und andererseits Konzepte zu formulieren, die lehrbar sind für künftige Generationen von SozialarbeiterInnen.

Wie dieses Konzept angewendet werden soll, erfahren Sie im zweiten Teil in der Juni SIÖ.

Mit den Zielen der KlientInnen arbeiten: Der Systemisch-Lösungsfokussierte Ansatz in der Sozialen Arbeit

Ein Praxislehrgang für stärken- und ressourcenorientiertes Vorgehen (gerade auch bei „schwierigen“ KlientInnen) in der Sozialen Arbeit, in Beratung, Begleitung, Coaching und Therapie.

Beginn: 16. - 19. Oktober 2013

Anmeldung und Informationen unter www.netzwerk-ost.at Tel.: +43-1-523 38 55 office@netzwerk-ost.at

Lehrgangsleitung: Mag. Wolfgang Gaiswinkler und DSA Mag. Marianne Roessler

Netzwerk OS'T, Zieglergasse 63, A-1070 Wien, Tel.: +43-1-523 38 55, office@netzwerk-ost.at

Friederike Löbl, DSA, Psychotherapeutin, Supervisorin war als langjährige Mitarbeiterin des Wiener Jugendamtes überwiegend in Kinder- und Jugendpsychiatrischen Kliniken tätig, unterrichtete an der Akademie für Sozialarbeit und arbeitet freiberuflich als Psychotherapeutin, Lehrtherapeutin (ÖGWG), Supervisorin, Coach.



Berufliche Integrationsmaßnahmen für junge Menschen mit Behinderung im Praxistest

Ausgewählte Ergebnisse einer externen Evaluation im Auftrag des Fonds Soziales Wien

Text: Mag.^a Dr.ⁱⁿ Hemma Mayrhofer, Mag.^a Anna Schachner, Bakk.phil und FH-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elisabeth Raab-Steiner, DSAⁱⁿ

Der Fonds Soziales Wien fördert unterschiedliche Projekte zur beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung. Die (co-)geförderten Projekte sollen Unterstützung bei der Realisierung eines selbstbestimmten Lebens und umfassender gesellschaftlicher Teilhabe bieten. Die Projektförderung in diesem Angebotsspektrums des FSF wurde 2008 um zusätzliche Angebote erweitert, die sich an vom Projekt „Zwischenschritte“ (Dietmann et al. 2008) entwickelten und aufgezeigten Kriterien und Empfehlungen zur Umsetzung von Integrationsmaßnahmen orientieren. Um die tatsächlichen Effekte dieser Empfehlungen in Hinblick auf eine Hinführung der Zielgruppen (Jugendliche und junge Erwachsene mit Behinderung zwischen 15 und 24 Jahren) zur Arbeitswelt zu untersuchen, wurde 2011 eine externe wissenschaftliche Evaluation von insgesamt sechs verschiedenen Projekten zur beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung durchgeführt. Ziel war die Bereitstellung von gestaltungs- und steuerungsrelevantem Wissen zur Etablierung einer evidenzbasierten Praxis sozialer Dienstleistungserbringung. Ausgewählte zentrale Ergebnisse der Evaluation sollen im Folgenden dargestellt werden. Dabei stehen nicht die einzelnen Projekte im Fokus (diese werden zur Wahrung der Vertraulichkeit auch nicht namentlich genannt), sondern projektübergreifend relevante Erkenntnisse.

Methodik der Studie

Zur Generierung möglichst vielschichtiger und valider Evaluationsergebnisse kam eine Kombination von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden abgestimmt auf die jeweiligen Akteursebenen zum Einsatz:

- Bei den **projektteilnehmenden Personen** mit Behinderung bzw. psychischer

Erkrankung war eine zielgruppensensible Methodenadaptierung von großer Bedeutung. Die Erhebungen fanden in Form persönlich-mündlicher Gespräche durch eine Projektmitarbeiterin mit Erfahrung in der Befragung dieser Personengruppe statt. Zugleich kamen in der Gestaltung des teilstandardisierten Erhebungsinstrumentes Fragen- und Antwortformate zum Einsatz, die die Befragten nicht überfordern und eventuell ergebnisverfälschendem Antwortverhalten (z.B. ausgeprägte Zustimmungstendenz - vgl. Büter et al. 2002, weiters Buchner 2008, Hagen 2002) entgegen wirken. Bei vielen Fragen des Fragebogens wurden Alternativformulierungen in „leichter Sprache“ hinzugefügt. Von Seiten der Personen mit psychischer Beeinträchtigung wurde vereinzelt gewünscht, dass eine vertraute Person beim Gespräch mit dabei sein kann.

- Dem komplexen Erfahrungswissen der **Projektteams**, die mit der Umsetzung der integrationsfördernden Maßnahmen betraut sind, wurde durch den Einsatz qualitativer, leitfadengestützter Gruppeninterviews Rechnung getragen. Zusätzlich wurden vorhandene und evaluationsrelevante Materialien bzw. Daten zu den Projekten mit erhoben und in die Auswertung einbezogen.

- Die **Unternehmen bzw. PraxispartnerInnen** aus der Wirtschaft, die den ProjektteilnehmerInnen Praktika oder Arbeitsplätze anbieten, wurden mittels standardisiertem Fragebogen telefonisch befragt. In der Auswertung des erhobenen empirischen Materials kam ein erweitertes

inhaltsanalytisches Verfahren zur Anwendung, das die inhaltlichen Kategorien induktiv (aus dem empirischen Material heraus) bildet und um interpretative Elemente ergänzt wird (vgl. u.a. Themenana-

Überblick Datenerhebungen	
Akteursebene	Realisierte Erhebung
Projektteam	6 Gruppeninterviews (insges. 24 Personen)
ProjektteilnehmerInnen	100 Face-to-Face-Interviews
Unternehmen/ PraxispartnerInnen	64 Telefonbefragungen

lyse nach Froschauer/Lueger 2003, qualitative Inhaltsanalyse nach Schmidt 2004, Mayring 2008). Die statistische Datenanalyse erfolgte mittels des Statistikprogramms IBM SPSS Statistics 19.

Die projektübergreifenden Auswertungsschritte umfassten neben einer deskriptivstatistischen Datenanalyse auch analytische Verfahren, mit denen versucht wurde, Schlüsse von den in der Stichprobe erhobenen Daten auf die Grundgesamtheit aller betroffenen TeilnehmerInnen zu ziehen. Dabei wurde untersucht, inwieweit sich Zusammenhänge bzw. Unterschiede zwischen Altersgruppen, Geschlecht und Behinderungsarten hinsichtlich verschiedener inhaltlicher Themen auffinden lassen. Da die Teilmengen allerdings oft einerseits zahlenmäßig sehr gering und andererseits in sich bereits sehr heterogen zusammengesetzt waren, bestanden grundsätzliche Schwierigkeiten für die Ableitung von statistischen Gesetzmäßigkeiten über diese Teilmengen hinaus.

Zielsetzungen und Zielgruppen der Maßnahmen im Vergleich

Vor allem zwei differierende, aber aufeinander aufbauende Zielrichtungen bzw. Teilziele werden in den Projekten in unterschiedlichem Ausmaß anvisiert und in verschiedener Weise miteinander kombiniert: Erstens persönliche Nachreifung und allgemeine Berufsorientierung und zweitens berufliche Integration. Die Evaluationsergebnisse zeigen, dass insbesondere persönliche Nachreifung und berufliche Integration tendenziell verschiedene Maßnahmenstrukturen verlangen: Während sich für erstere vor allem die Fokussierung auf stabile Betreuungsbeziehungen, auf die Förderung von Entwicklungsprozessen innerhalb der TeilnehmerInnen-Gruppen und auf projektinterne Arbeitstrainings förderlich erweist, zeigt sich für die berufliche Integration eine starke Außenorientierung Richtung Berufspraxis und Arbeitsmarkt als vorteilhaft.

Einzelne Projekte spezialisieren sich auf eine Zielrichtung, andere versuchen, einen möglichst ausgeglichenen „Spagat“ zwischen diesen Teilzielen zu realisieren. Für deren Vereinbarkeit entstehen aber vor allem dann beachtliche Herausforderungen, wenn viele sehr junge Personen (15-17 Jahre) mit größerem Nachreifungsbedarf im Projekt aufgenommen wurden. Erfolgt keine Spezialisierung auf eine Zielrichtung, dann ist ein bewusster und für die TeilnehmerInnen klar vollzogener Übergang zwischen der vorrangig nach innen orientierten Projektphase und der nach außen orientierten Integrationsphase empfehlenswert. Dies trägt auch dazu bei, dass nicht ein Teilziel in der Umsetzungspraxis zu kurz kommt.

Der Projektbericht „Zwischenschritte“ spricht bezüglich der Zusammensetzung nach Behinderungsart die Empfehlung aus, dass sich Maßnahmen zur beruflichen Integration entweder an Jugendliche mit intellektueller bzw. kognitiver Behinderung ODER an Jugendliche mit psychischer Erkrankung richten sollten (vgl. Dietmann et al. 2008, S. 12). Dies lässt sich auf Basis der vorliegenden Forschungsergebnisse nicht eindeutig bestätigen. Vielmehr zeigt sich die berufliche Integration von Menschen mit psychischer Beeinträchtigung generell als besondere Herausforderung, und zwar unabhängig davon, ob die Gruppenzusammensetzung nach Behinderungs- bzw. Beeinträchtigungsart gemischt ist oder nicht. Es sind weniger die unterschiedlichen Förderme-

thoden, die für die Projektteams in der Praxis zur Schwierigkeit werden, sondern allgemein der besondere Betreuungsaufwand, die oft – vom gesellschaftlichen Umfeld mitverursachte – schwierige soziale Integrierbarkeit psychisch kranker Personen, ihre kaum vorhersehbare Krankheitsentwicklung und die geringen beruflichen Integrationschancen.

Zur Entlastung der Projektteams empfiehlt sich entweder eine gemischte Zusammensetzung, wobei der Anteil der TeilnehmerInnen mit psychischer Beeinträchtigung ausreichend niedrig zu halten ist, um nicht zu überfordern – oder doch eigene Angebote für diese Zielgruppe, wobei es aber keine stichhaltigen Indizien dafür gibt, dass dadurch deren Integrationschancen steigen. In jedem Fall sind begleitend fachspezifische Betreuungsangebote (psychiatrischer und therapeutischer Art) in ausreichendem Ausmaß essenziell, hier zeigen sich derzeit in der Praxis große Engpässe.

Das formal erreichte Bildungsniveau der TeilnehmerInnen ist überwiegend sehr niedrig. Die Zusammensetzung nach Geschlecht weist über alle befragten ProjektteilnehmerInnen hinweg eine Genderasymmetrie auf: Zwei Drittel der TeilnehmerInnen sind männlich, nur ein Drittel ist weiblich. Die Genderasymmetrie setzt sich auch beim Aspekt der Berufserfahrung vor Projekteintritt fort, es liegt eine signifikante Abhängigkeit zwischen den beiden Variablen vor. Keine Berufserfahrungen bringen 68% (22) der weiblichen Jugendlichen bzw. Erwachsenen (n=32) mit, aber nur 44% (30) der männlichen Jugendlichen bzw. Erwachsenen (n=68).

Zeitliche, inhaltliche und personelle Maßnahmenstrukturen

Die im Projektbericht „Zwischenschritte“ empfohlene Mindestdauer von drei Jahren erweist sich in der Praxis meist als ausreichend. Flexible Zeitstrukturen zeigen sich vor allem bezüglich der individuellen Verweildauer in den inhaltlichen Projektphasen als wichtig. Teilweise sind sie aber auch dem Ziel der beruflichen Integration abträglich, da sie nicht den Bedingungen am Arbeitsplatz entsprechen. Dies trifft vor allem auf verbindliche Anwesenheitszeiten zu, auf die einige Projekte besonders achten. Zumindest muss diese Verbindlichkeit im Laufe der Projektteilnahme sukzessive gesteigert werden, um eine berufliche Integration realistisch werden zu lassen.

Die Forderung nach modularen Angeboten (vgl. Projektbericht „Zwischenschritte“ - Dietmann et al. 2008, S. 11) geht an der Praxis der evaluierten Projekte teilweise vorbei, da dort bei der Vermittlung von Ausbildungsinhalten oft mit noch flexibleren Projektstrukturen als mit einer Modulstruktur gearbeitet wird. Aber die Wichtigkeit einer sehr flexiblen und individuellen Anpassung der Ausbildungsinhalte kann durch die Evaluierungsergebnisse bestätigt werden.

Bezüglich des Betreuungsschlüssels lässt sich auf Basis der Erfahrungen der evaluierten Projekte keine einheitliche Empfehlung aussprechen. Die im Projektbericht „Zwischenschritte“ (vgl. ebd., S. 12) empfohlene Gruppengröße pro Begleitungs- bzw. Betreuungsperson von maximal 6 Personen dürfte den Erfahrungen des größeren Teils der Projekte entsprechen, teilweise wird allerdings auch ein höherer Betreuungsschlüssel (z.B. 1:10) als ausreichend bewertet. Für die Bestimmung des adäquaten Betreuungsschlüssels spielen die inhaltliche Ausrichtung des Projekts und die Maßnahmenstrukturen (u.a. Ausmaß des internen Arbeitstrainings) eine Rolle. Weiters ist zu berücksichtigen, wie viele zusätzliche TrainerInnen, Coaches, ArbeitsassistentInnen etc. die «HauptbetreuerInnen» unterstützen. Auch hinsichtlich der Betreuungsstruktur (Bezugsbetreuung oder nicht) sind die Erfahrungen der Projekte unterschiedlich, häufig ist allerdings eine Bezugsbetreuung (zumindest in gewissem Ausmaß) realisiert.

Fördermethoden

Die im Projektbericht „Zwischenschritte“ eingeforderte Methodenvielfalt sowie eine Forcierung projektorientierten Lernens und motivationsfördernder und zugleich erlebnisorientierter Methoden kann auf Basis der Evaluierungsergebnisse nur bekräftigt werden. Große Bedeutung kommt vor allem vielfältigen Möglichkeiten zu, unterschiedliche berufliche Tätigkeiten konkret erfahren und selbst ausprobieren zu können, sei es in Form von Exkursionen, projektinterner oder -externer Arbeitstrainings oder insbesondere in Form von vielfältigen Praktikumserfahrungen. Dies zeigen auch die im Folgenden abgebildeten Ergebnisse der TeilnehmerInnen-Befragung, wobei zu berücksichtigen ist, dass lediglich 62 der 100 Befragten zum Erhebungszeitpunkt ein Praktikum absolviert hatten. Zugleich verweisen die

Ergebnisse auf die große Wichtigkeit der Gespräche mit bzw. Beratungen durch die Betreuungspersonen im Projekt. Unter diese Kategorie dürften auch die Gespräche im Rahmen der persönlichen bzw. beruflichen Zukunftsplanung zu zählen sein, die von den TeilnehmerInnen nicht so benannt werden konnten. Dadurch erklärt sich der niedrige Wert bei dieser Kategorie.

Einbezug des sozialen Umfeldes

Der Einbezug des persönlichen Umfeldes gestaltet sich oft ambivalent: Einerseits ist er bei Jugendlichen essenziell und eine berufliche Integration ohne ausreichende Unterstützung durch die Angehörigen (v.a. Eltern) kaum realisierbar. Andererseits erweist sich das familiäre Umfeld der TeilnehmerInnen den Erfahrungen der

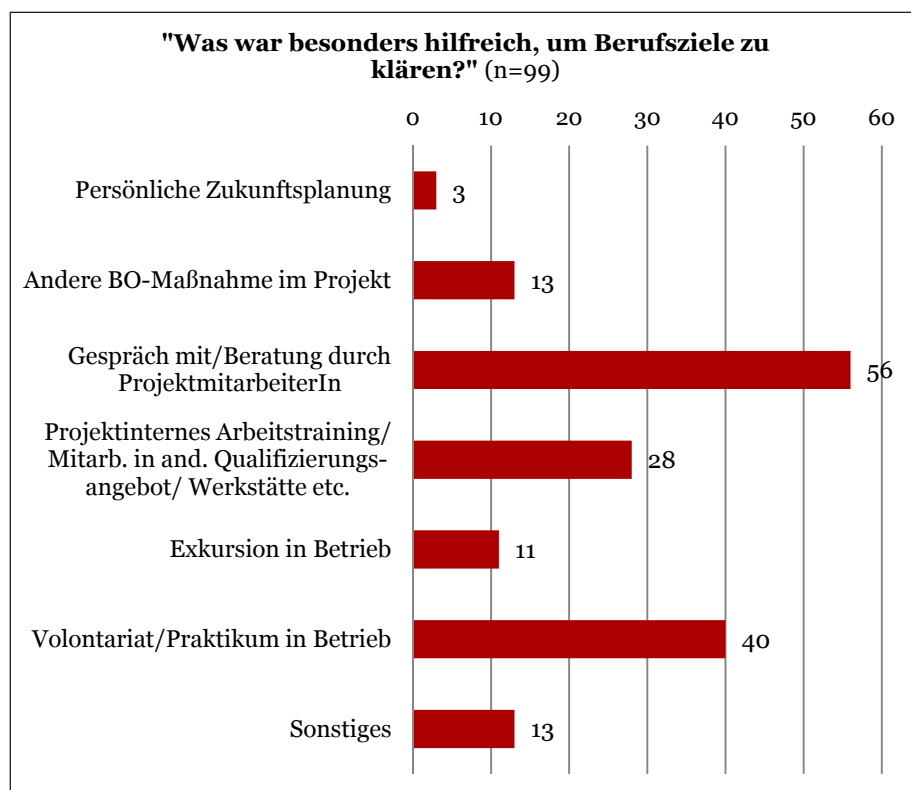
tion ausgerichteten Projekte tendenziell als zu umfassendes und vielschichtiges Instrumentarium. Bei sich verdichtenden Problemen mit einzelnen TeilnehmerInnen stellt die Einberufung eines Unterstützungskreises oder einer HelferInnen-Konferenz den Erfahrungen der meisten Projektteams zufolge aber oft ein nützliches Hilfsmittel dar. Darüber hinaus bildet die enge Zusammenarbeit mit relevanten professionellen Unterstützungssystemen eine wichtige Grundlage bei der beruflichen Integration der Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Kooperation mit Unternehmen – berufliche Eingliederung

Die Akquisition von Praktikumsplätzen gestaltet sich für die Projekte, die sich vorrangig an Jugendliche und junge Erwachsene richten, relativ unproblematisch, die großen Herausforderungen beginnen bei der Suche nach einem fixen Arbeitsplatz. In beiden Fällen ist ein großes Ausmaß an aktivem Zugehen von Seiten des Projektteams auf mögliche Praktikums- bzw. ArbeitgeberInnen notwendig.

Die Charakteristika der befragten Unternehmen sind sehr heterogen hinsichtlich der Unternehmensart und -tätigkeit bzw. der Branche und Unternehmensgröße. Bezüglich der Größe machten manche Projekte die Erfahrung, dass sich sehr kleine Betriebe für eine längerfristige berufliche Integration als etwas schwieriger erweisen, während in mittelgroßen bis großen Unternehmen häufiger Arbeitsbereiche mit standardisierten (Hilfs-) Tätigkeiten und weniger Arbeitsdruck bestehen, die den ProjektteilnehmerInnen oft besser entsprechen. Allgemein gilt allerdings die Regel, dass der Tätigkeitsbereich bzw. die Arbeitssituation und die zu integrierende Person sehr individuell aufeinander abzustimmen sind.

Der mit Abstand wichtigste Grund für eine Kooperation mit den evaluierten Projekten stellt „soziales Engagement/soziale Beweggründe“ dar: Knapp 80% (49 Nennungen bei n=62) nennen dies als Grund. An zweiter Stelle folgt mit großem Abstand das unverbindliche Kennenlernen potenzieller bzw. künftiger MitarbeiterInnen (27% bzw. 17 Nennungen). Die Ergebnisse im Detail:

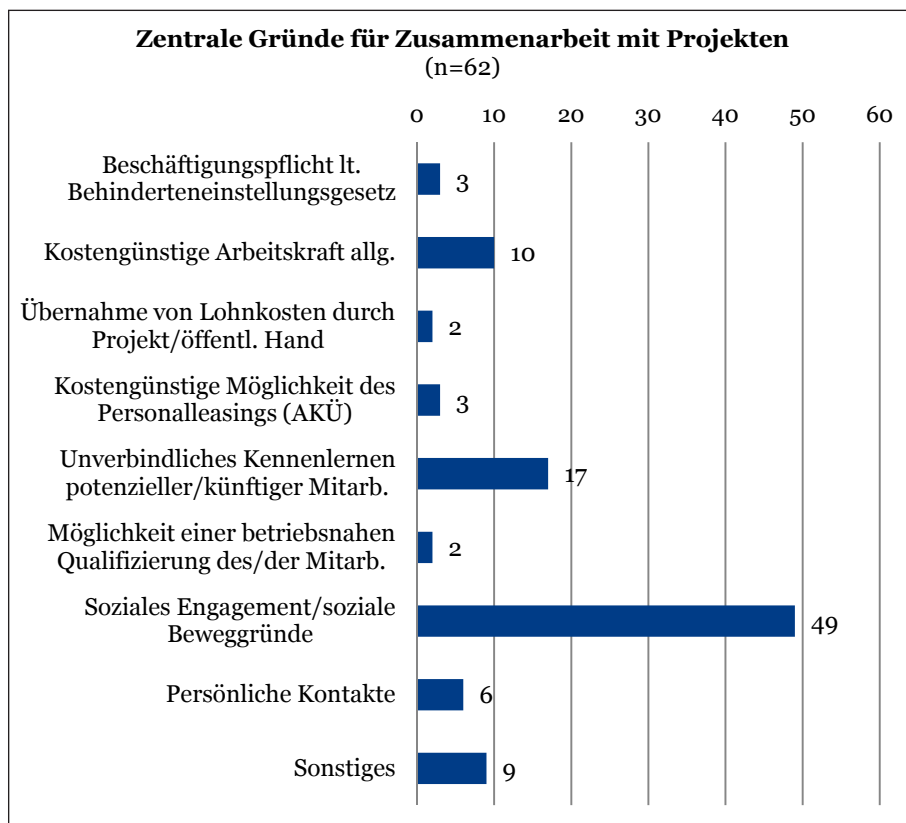


Grafik 1: Hilfreiche Faktoren für Berufsklärung; Mehrfachnennungen; Datenquelle: TN-Befragung

Auf Basis der gewonnenen Ergebnisse lässt sich festhalten, dass eine umfangreichere fachspezifische Qualifizierung im Projekt selbst nicht unbedingt zu den zentralen Erfolgsfaktoren einer beruflichen Integration zählt. Wesentlich wichtiger ist eine sehr individuelle Abstimmung der Art der Tätigkeit auf jede/n einzelne/n TeilnehmerIn, wobei sich eine entsprechend breite berufliche Ausrichtung bzw. keine engen beruflichen Spezialisierungen im Projekt vorteilhaft zeigen. Überwiegend handelt es sich bei den zu realisierenden Tätigkeiten um mehr oder weniger qualifizierte Hilfstätigkeiten.

Projektteams zufolge teilweise als hemmend bzw. blockierend in Bezug auf die beruflichen Integrationsziele. Darüber hinaus fehlen meist die Ressourcen, im Rahmen des Projektes in umfassender Weise an der Kooperationsbereitschaft der Familien zu arbeiten. In einzelnen Fällen, v.a. wenn es um Förderung der Loslösung vom Elternhaus und der Autonomie der TeilnehmerInnen geht, kann sich ein starker Einbezug der Eltern auch als kontraproduktiv erweisen.

Die im Projektbericht „Zwischenschritte“ empfohlene Methode des Unterstützungskreises wird in der Praxis der evaluierten Projekte meist nur bei schwerwiegenden Problemen eingesetzt. Oft übersteigen regelmäßige Unterstützungskreise die in den Projekten leistbaren Unterstützungen. Sie erweisen sich für die vorrangig auf berufliche Orientierung und Integra-



Grafik 2: Kooperationsgründe der PraxispartnerInnen; Mehrfachnennungen; Datenquelle: Unternehmensbefragung

Bei der Übernahme in ein längerfristiges Dienstverhältnis nennen die befragten Unternehmen folgende Kriterien in absteigender Reihenfolge am häufigsten als „sehr wichtig“ (4-stufige Antwortskala):

- Arbeitsmotivation/Interesse an Arbeit (97% „sehr wichtig“ bei n=62)
- Pünktlichkeit/Termine einhalten (87% bei n=63)
- Beachten von Anweisungen/Anleitungen durch Vorgesetzte (83% bei n=63)
- Höfliche, sozial gut verträgliche Umgangsformen allg. (78% bei n=63)
- Kompetenz zur Zusammenarbeit im Team (73% bei n=63)
- Durchhaltevermögen bei der Arbeit (68% bei n=63)

Insgesamt hatten zum Befragungszeitpunkt 62 Personen bzw. Prozent der befragten TeilnehmerInnen im Rahmen ihrer Projektteilnahme bereits ein Praktikum (manche auch mehrere) absolviert. Interessant ist zu beobachten, dass mit 66,2% ein größerer Prozentsatz der männlichen Jugendlichen bzw. Erwachsenen (n=68) im Projekt bereits Praktikumserfahrung sammelte, weibliche TeilnehmerInnen hingegen „nur“ zu 53,1%

(n=32). Der Unterschied zwischen den beiden Gruppen ist nicht signifikant, auf deskriptiver Ebene bleiben aber gewisse geschlechtsspezifische Unterschiede bezüglich der Berufs- und Praktikumserfahrungen festzuhalten. Für Frauen scheint es insgesamt etwas schwieriger zu sein, berufliche Erfahrungen sowohl in der „normalen“ Arbeitswelt (vgl. die oben thematisierte geringere Berufserfahrung bei Projekteintritt) als auch in den Praktika während der Projektteilnahme zu sammeln.¹ In dieser Hinsicht ist von Seiten der Integrationsmaßnahmen der ausreichenden und gendergerechten Förderung der weiblichen TeilnehmerInnen besonderes Augenmerk zu schenken. Die Erfahrungen der ProjektteilnehmerInnen in den Berufspraktika unterstreichen, dass der Tätigkeitsbereich und die konkrete Arbeitsumgebung im beschäftigenden Betrieb sehr individuell auf die TeilnehmerInnen abzustimmen sind. Die „Art der Tätigkeit“ (44 Nennungen bzw. 79% bei n=56) und „nette/hilfsbereite MitarbeiterInnen/KollegInnen“ (34 Nennungen bzw. 61%) sind die am häufigsten genannten Gründe, weshalb ein Praktikum als positiv erlebt wird. Während der Zeit im externen Betrieb erweist sich vor allem eine ausreichende, auf den/die jeweilige TeilnehmerIn und den

Betrieb abgestimmte Betreuung durch das Projektteam als wichtig. Gleiches gilt bei Übernahme eines Teilnehmers bzw. einer Teilnehmerin in ein Beschäftigungsverhältnis, auch hier zeigt sich eine Nachbetreuung des Betriebs und der beschäftigten Person (Jobcoaching) über einen längeren Zeitraum (ca. ein halbes bis ein Jahr, in Einzelfällen ev. auch länger) als sehr wichtig für ein nachhaltiges Gelingen der beruflichen Integration. Angebote der befristeten, gemeinnützigen Arbeitskräfteüberlassung, die einen langsamen Übergang ermöglichen, können dabei unterstützen.

Uneinheitlich stellen sich die Erfahrungen bezüglich Mentoring im Betrieb dar. Das vom FSW angebotene Mentoringssystem wurde bislang relativ wenig genutzt. Die Ergebnisse der Unternehmensbefragung lassen die Hypothese zu, dass die Firmen die begleitende externe Unterstützung durch das Projekt jedenfalls als wichtiger erachten als ein Mentoring-Angebot. Wenn allerdings ein Mentoring-System im Betrieb eingerichtet wurde (dies trifft auf 12 der 64 befragten Unternehmen zu), dann wird es von den Betrieben als gut funktionierend bewertet.

Die projektübergreifenden Ergebnisse zu den zentralen Gründen für die Nicht-Übernahme von PraktikantInnen in den Betrieb lassen erkennen, dass das soziale Engagement als wichtigster Beweggrund für eine Kooperation (s.o.) zwar Praktikumsmöglichkeiten eröffnen kann, meist aber gar kein längerfristiges Arbeitsplatzangebot für den/die PraktikantIn im Betrieb vorhanden ist (35 Nennungen bei n=60). Darüber hinaus wurden die Kategorien «zu wenig Eigenständigkeit» (14 Nennungen) und «mangelnde Arbeitsmotivation» (9 Nennungen) als häufigste Gründe für eine Nicht-Übernahme genannt.

Es ist eher davon auszugehen, dass der größere Teil der Betriebe, in denen ein Praktikum absolviert wird, künftig keine Beschäftigungsmöglichkeit für die ProjektteilnehmerInnen anbieten wird (können). Dennoch ermöglichen auch diese Betriebe den TeilnehmerInnen einerseits wertvolle Arbeitserfahrungen, andererseits besteht grundsätzlich weiter die Chance, dass sich irgendwann doch ein längerfristiges Dienstverhältnis ergeben könnte.

Vermittlungsergebnisse

Ein Gesamtüberblick über die Vermittlungsergebnisse aller Projekte birgt auf-

grund deren Heterogenität einige methodische Tücken in sich. Dennoch soll hier ein Versuch unternommen werden, die Ergebnisse aller abgeschlossenen Projektteilnahmen (inkl. Abbrüche) anhand folgender vier Kategorien grob zusammenzufassen:

- **Dienstverhältnis:** SV-pflichtig oder geringfügig, reguläre oder verlängerte Lehre (IBA) in Betrieb oder Lehrwerkstätte, TQL (IBA) in Betrieb oder Lehrwerkstätte
 - **Kurs- und Qualifizierungsmaßnahmen:** Qualifizierungsmaßnahme AMS/BSB/FSW, berufliche Qualifizierung/Nachreifung, Hauptschulabschlusskurs, Studium, Weiterbildungen, Arbeitsassistenz (außerhalb des Projekts)
 - **Tagesstruktur** nach §9 CGW (ehem. BT)
 - **Abbruch, Zeitablauf/ohne Ergebnis,** Arbeitslosigkeit, Sonstiges
- Die folgende Tabelle gibt die Vermittlungsergebnisse für alle abgeschlossenen TeilnehmerInnen aus fünf Projekten (Datenbasis: Betreuungsdokumentation der Projektteams) wieder:

Kategorie	gesamt	ges. %
1. Dienstverhältnis/Lehre/TQL (IBA)	32	30%
2. Kurs- bzw. Qualifizierungsmaßnahme	25	23%
3. Tagesstruktur §9 CGW	17	16%
4. Abbruch/Zeitablauf/Arbeitslosigkeit/ Sonstiges	34	31%
Summe (N)	108	100%

Projektübergreifend zeigt sich auf Basis der bislang abgeschlossenen Betreuungsverhältnisse eine positive Vermittlungszahl von 53% (Kategorie 1+2), d.h. bei mehr als der Hälfte der aus den Projekten ausgestiegenen TeilnehmerInnen konnte die angestrebte Vermittlung in ein Dienstverhältnis (1. und 2. Arbeitsmarkt; inkl. Lehre und TQL/IBA) oder eine weiterführende Kurs- bzw. Qualifizierungsmaßnahme realisiert werden. Nur 16% der TeilnehmerInnen stiegen vom jeweiligen Projekt in eine Tagesstruktur über, 31% brachen entweder ab oder schieden ohne konkretes Vermittlungsergebnis aus dem Projekt aus. Diese Zahlen stellen eine Momentaufnahme dar, sie sagen weder etwas über die Vermittlungschancen der noch in den Projekten verweilenden Personen noch über die Nachhaltigkeit der bislang erzielten Vermittlungen aus. Dennoch

lassen sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine relativ hohe Erfolgsquote erkennen: Die Projekte zur beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung ermöglichten zum Evaluierungszeitpunkt in Summe mehr als der Hälfte ihrer abgeschlossenen TeilnehmerInnen entweder einen direkten Berufseinstieg oder eine Weiterentwicklung im Prozess der beruflichen Integration.

In einer längerfristigen Perspektive gilt es erstens darauf zu achten, dass die Personen, die in andere Qualifizierungsmaßnahmen übermittelt wurden (Kategorie 2), tatsächlich einen aufsteigenden Prozess der beruflichen Integration realisieren und nicht ohne nennenswerte Entwicklung zwischen den Projekten «herumgereicht» werden. Zweitens sollte jenen TeilnehmerInnen, die keinen im Sinne der Projektziele erfolgreichen Abschluss erreichen konnten, auch künftig neue Integrationsversuche ermöglicht werden. Und drittens wäre eine Untersuchung darüber lohnenswert, wie nachhaltig die realisierten beruflichen Integrationen sind bzw. unter welchen Bedingungen sie sich als besonders nachhaltig erweisen und wo beachtenswerte Risiken liegen.

Literatur:

Buchner, T., 2008: Das qualitative Interview mit Menschen mit einer so genannten geistigen Behinderung. Ethische, methodologische und praktische Aspekte. In: Biewer, G./Luciak, M./Schwinge, M. (Hrsg.): Begegnung und Differenz. Länder – Menschen – Kulturen. Dokumentation der 43. Arbeitstagung der DozentInnen der Sonderpädagogik deutschsprachiger Länder. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag; S. 516-528

Büter, A./Meyer, D./Lindmeier, B., 2002: Leitfaden für Interviews mit Menschen mit Behinderungen. URL: <http://www.dorothee-meyer.privat.t-online.de/Leitfaden/Interviewleitfaden.pdf> [Stand: 24.10.2010]

Dietmann, B./Eder-Gregor, B./Weigl, I., 2008: Projektbericht "Zwischenschritte – Von der Schule zum Beruf". Wien: Online-Dokument – URL: http://behinderung.fsw.at/downloads/Zwischenschritte-Von_der_Schule_zum_Beruf.pdf [Stand: 15.10.2011]

Froschauer, U./Lueger, M., 2003: Das

qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV-Universitätsverlag

Hagen, J., 2002: Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung. In: Geistige Behinderung 4/02; S. 293-305

Mayring, P., 2008: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 10., neu ausgestattete Auflage, Weinheim: Beltz

Schmidt, C., 2004: Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I.: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt; S. 447-456

¹ Dies muss nicht unbedingt bedeuten, dass TeilnehmerInnen innerhalb des Projekts in dieser Hinsicht weniger gefördert werden, die geringere Praktikumsquote kann auch aus den zuvor weniger vorhandenen Berufserfahrungen resultieren, wodurch der Schritt raus in ein externes Praktikum eventuell schwerer fällt.

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Hemma Mayrhofer (Leitung der Evaluationsstudie), Soziologin am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Lektorin am Institut für Soziologie (Universität Wien) und im Masterstudium Sozialraumorientierte und Klinische Soziale Arbeit (FH Campus Wien) – hemma.mayrhofer@irks.at

Mag.^a Anna Schachner, Bakk. phil., Bildungswissenschaftlerin und Soziologin im Forschungsbüro "queraum. kultur- und sozialforschung in Wien"

FH-Prof. in Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elisabeth Raab-Steiner, DSAⁱⁿ, Psychologin und Sozialarbeiterin, Studiengangsleiterin des Masterstudiengangs Sozialraumorientierte und Klinische Soziale Arbeit (FH Campus Wien), Leiterin des Kompetenzzentrums Soziale Arbeit (FH Campus Wien)



Projekte der Sozialarbeitsforschung an Österreichs Fachhochschulen

Text: Prof. (FH) Dr. habil Frederic Fredersdorf

Gesetzliche Grundlagen

Forschung und Entwicklung (F&E) zu betreiben, gibt der Gesetzgeber Österreichs Fachhochschulen verpflichtend vor. Demnach wird ein FH-Studiengang nur akkreditiert, wenn „qualifiziertes Lehr- und Forschungspersonal“ im Sinne der FH-Ziele u.a. „anwendungsbezogene Forschungs- und Entwicklungsarbeiten“ realisiert (FHStG §8, 3.3-3.4). Eindeutig ist damit die bildungspolitische Absicht erkennbar, FH-Studiengänge dann zu genehmigen, wenn an ihnen Lehre und Forschung miteinander verknüpft sind.

Nach der Umstellung auf das europäische Studiensystem bekommt der Forschungsauftrag für österreichische Fachhochschulen eine besondere Konnotation. Gemäß der Dublin-Deskriptoren, das sind grundlegende Richtlinien der EU für die europaweit vergleichbare Gestaltung der neuen Studiengänge, ist speziell das Masterstudium durch Elemente gekennzeichnet, die eine elaborierte Einbindung von Forschung sowohl in die Lehre als auch ins FH-System zwingend notwendig werden lässt. Denn es ist angesagtes Kompetenzziel, dass Absolventinnen und Absolventen auf Masterniveau nicht nur F&E-Ergebnisse Dritter adäquat wahrnehmen und verarbeiten, sondern auf professionellem Niveau auch eigenständig wissenschaftliche Lösungen herbeiführen können.

In ihrem Qualifikationsrahmen für

lebenslanges Lernen erweitert die EU-Kommission die Dublin Deskriptoren um die EQR-Deskriptoren (Europäische Kommission 2008). Gezielt sind die acht EQR-Stufen zu den Dublin Deskriptoren kompatibel entwickelt worden, wobei die Stufen 5 bis 8 dem Studienzyklus entsprechen. Für die dem Masterniveau vergleichbare Lernstufe 7 führt der europäische Qualifikationsrahmen die besondere Bedeutung von Forschungskompetenz aus: *„So enthalten etwa die zur Erreichung des EQRNiveaus 7 erforderlichen Lernergebnisse unter anderem ‚spezialisierte Problemlösungsfertigkeiten im Bereich Forschung und/oder Innovation, ...‘ Dementsprechend bezieht sich der zweite Studienzyklus des Qualifikationsrahmens für den Europäischen Hochschulraum auf die ‚eigenständige Entwicklung und/oder Anwendung von Ideen, häufig in einem Forschungszusammenhang.‘“* (ebd.: 11).

Folgerichtig lässt sich ableiten, dass österreichische Fachhochschulen F&E-Kompetenzen im Lehrkörper zwingend aufbauen, weiterentwickeln und an Studierende vermitteln müssen.

Status Quo der Sozialarbeitsforschung an Österreichs Fachhochschulen

Inwiefern ein elaborierter F&E-Anspruch an Österreichs Fachhochschulen erfolgreich implementiert werden konnte, wird anlässlich ihres fünfzehnjährigen Bestehens dargestellt: Bereits vor vier Jahren wurde der Umsatz

der österreichischen FH-Forschung in Höhe von 25 bis 28 Mio. Euro als „beachtliche Größe“ bezeichnet (Kastner 2009: 179). Die im selben Artikel (ebd., S. 186) ausgesprochene Klage bezüglich einer fehlenden Basisfinanzierung für systematische Forschung an den Fachhochschulen identifizieren Insider des jährlich stattfindenden FH-Forschungsforums als Standardtext fulminanter Eröffnungsreden, zu denen stets gehöriger Beifall aufbraust. Leider ist auch bis dato die Basisfinanzierung durch den Bund nur Wunschdenken. Drittmittelrelevante FH-Forschung wird an Österreichs Fachhochschulen nach wie vor entweder über nationale und internationale Fördertöpfe (z.T. mit Unternehmensbeteiligung), über regionale Förderungen oder über direkte Auftragsforschung einzelner Unternehmen oder Organisationen realisiert. Darüber hinaus obliegt es a) den Studiengängen, in ihre Curricula Seminare mit aktivem Forschungscharakter einzubauen und b) einzelnen Lehrkräften, mit Studierenden Forschung in Veranstaltungen oder zusätzlich dazu umzusetzen. I.d.R. werden letztgenannte F&E-Aktivitäten weder mit Drittmitteln noch durch Personalfreistellungen entgolten, wenn sie den üblichen Lehraufwand übersteigen. Überdurchschnittliches Engagement der Hochschullehrenden ist daher an der Tagesordnung.

Verglichen mit technischen und betriebswirtschaftlichen Studiengängen an österreichischen Fachhochschulen sind nun die sozialarbeiterischen in

Sachen F&E deutlich schlechter gestellt, wie ein Beitrag für das 6. Forschungsforum 2012 anhand einer Umfrage unter den sozialarbeiterischen Studiengängen und assoziierten Forschungseinrichtungen zeigt (Posch & Fredersdorf 2012). Zwar ist Sozialarbeitsforschung inzwischen mit Ausnahme der FH Kärnten an österreichischen Fachhochschulen organisational verankert. Kritische Anmerkungen beziehen sich aber auf die immer noch nicht vorhandene Basisfinanzierung und den „gnadenlosen Wettbewerb“, der speziell auf die F&E-Situation in der Sozialarbeitsforschung drückt.

Diese Haltung ist begründet, denn einerseits haben caritative Einrichtungen kaum Budgets, um externe F&E oder Evaluationen zu finanzieren. Andererseits legt die für Fachhochschulen relevante nationale Forschungsförderungsgesellschaft (FFG) keine spezifischen Linien für den sozialen Bereich i.e.S. auf. Von acht Förderschienen der FFG weist der Bereich „Lebenswissenschaft“ noch den engsten Bezug zu sozialarbeitswissenschaftlichen Fragestellungen vor (vgl. FFG 2013). Dass dieser jedoch eindeutig auf Wirtschaftsunternehmen ausgerichtet ist, zeigt ein Blick auf darunter gefasste Schwerpunktthemen und begleitende Erläuterungen.¹ Eine Analyse der Beiträge der ersten fünf FH-Forschungsforen unterstreicht das negative Szenario: „*Poster und Fachvorträge zu technischen und wirtschaftswissenschaftlichen F&E-Projekten überwiegen deutlich. Das Verhältnis der F&E-Beiträge von „Soziales“ zu „Technik / Naturwissenschaften“ beträgt bei Fachvorträgen eins zu vier und bei Postern eins zu fünf.*“ (Fredersdorf 2012).

Aus den genannten Gründen hatten sich die Führungskräfte der sozialarbeiterischen Studiengänge im Wintersemester 12/13 in einem Schreiben an das federführende Wirtschaftsministerium gewandt,² um auf diesen Umstand aufmerksam zu machen und für eine spezifische Forschungsförderung des Sozialbereichs zu plädieren (paradoxiert werden FFG-Forschungs-

gelder für Hochschulen nicht vom Wissenschaftsministerium vergeben). Bis dato ist unklar, wie die Anregung aufgenommen wurde.

Exemplarische Projekte österreichischer Sozialarbeitsforschung

Die o.g. Umfrage unter leitenden FH-Kolleginnen und Kollegen ergab trotz der vergleichsweise ungünstigen Lage ein breites Bild qualitativ hochwertiger

und quantitativ umfangreicher F&E-Projekte der Sozial(arbeits)wissenschaft. Die Zielgruppe wurde gebeten, pro Standort ein bis zwei F&E-Projekte aus ihrem FH-Bereich zu benennen, die wissenschaftlich wie fachlich besonders bedeutsam sind. Die folgende Übersicht belegt, dass Sozial(arbeits)forschung an Österreichs Fachhochschulen gesellschaftlich relevant und fachlich ausgewiesen ist. Eine nationale Förderschiene ist für diesen Sektor mehr als überfällig.

FH Campus Wien: Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit GmbH	
Projekttitle	Evaluation sozialer Interventionen
Projektziele	Entwicklung und Anwendung sozialarbeiterischer Evaluationskonzepte zur Arbeitsmarktintegration
Erfolgsfaktoren	Intensive Kooperation mit einem großen sozialwirtschaftlichen Unternehmen. Begleitung durch ein internationales Reviewteam. Quantitatives und qualitatives Design. Große Bedeutung der systematischen Dokumentation. Akquiriertes Fördervolumen und Förderschienen.
Projekttitle	Glossar Soziale Arbeit im öffentlichen Raum
Projektziele	Begriffliche Festlegung über zentrale Bereiche der Sozialen Arbeit im öffentlichen Raum
Erfolgsfaktoren	Angewandtes Forschungsprojekt in enger Kooperation mit den Auftraggebern und Kooperierenden unter Anwendung von Rückkoppelungsschleifen zur Praxis und Wissenschaft.

FH Joanneum: Transferzentrum für Sozialarbeit und Sozialmanagement	
Projekttitle	ÖKOTOPIA
Projektziele	Erforschung der Nachhaltigkeit von Wohngebieten. Ganzheitliche Bewertung der Aspekte Raumnutzung, Energiebedarf und Sozialleben im Kanon von Technik, ihrer alltäglichen Nutzung, Lebensstilen und kulturellen Orientierungen.
Erfolgsfaktoren	Ausreichende Finanzierung durch die FFG. Transdisziplinäre Zusammenarbeit von vier Studiengängen der FH Joanneum (Baumanagement und Ingenieurbau; Architektur und Projektmanagement; Energie-, Verkehrs- und Umweltmanagement; Soziale Arbeit).

FH Kärnten	
Projekttitle	Evaluierung des Pilotprojekts Schulsozialarbeit in Kärnten ³
Projektziele	Evaluierung der lebensweltlichen Resonanz und der fachlichen Profile Kärntner Schulsozialarbeit im Kontext einer nachhaltigen Bildungsreform und Ganztagsbildung.
Erfolgsfaktoren	Kooperation mit den Kärntner Leitungsebenen der Schulentwicklungs- und Jugendwohlfahrtsplanung, mit allen Gruppen der Schulpartnerschaft (Schüler/innen, Lehrer/innen, Eltern) und dem Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

FH Oberösterreich: FH OÖ Forschungs & Entwicklungs GmbH	
Projekttitle	Erfolgsfaktor Soziale Kompetenz – Online-Fragebogen zur Erhebung der sozialen Kompetenz in OÖ Betrieben.
Projektziele	Erhebung der Sozialen Kompetenzen in Betrieben, anschließende Umsetzung von Beratungsgesprächen und Entwurf bedarfsgerechter Entwicklungsmaßnahmen.
Erfolgsfaktoren	Hohe Praxisrelevanz, Beitrag zur Arbeitszufriedenheit und zu präventiven Maßnahmen in den Betrieben, Weiterverwendung des Online-Tools durch Kooperationspartner, Einsatz in weiteren Organisationen.
Projekttitle	Diversity Management an der FH OÖ
Projektziele	Analyse der Ist-Situation an der FH OÖ in Bezug auf Diversity sowie Erarbeitung von Maßnahmen hinsichtlich einer positiven Nutzung von Vielfalt
Erfolgsfaktoren	Hohe Praxisrelevanz. Methodenmix im Einsatz sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden.

FH St. Pölten: Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung	
Projekttitle	Donau EntwicklungspartnerInnenschaft – Quality in Inclusion
Projektziele	Das Projekt entwickelte anhand einzelner Handlungsfelder und im Rahmen von vier Modulen Kriterien für die Bewertung von Qualität Sozialer Arbeit und Richtlinien für Ausschreibungsverfahren im Sozialbereich.
Erfolgsfaktoren	Großes Netzwerk von zehn tw. Internationalen Organisationen aus Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit.
Projekttitle	Gesundheitsförderung für (zugezogene) Familien in Heidenreichstein – Bedarfsanalyse und Evaluierung
Projektziele	Abbildung des aktuellen Sozial- und Gesundheitsdiskurses durch die Bevölkerung von Heidenreichstein in verschiedenen funktionalen Rollen (VerantwortungsträgerInnen, StakeholderInnen, BürgerInnen).
Erfolgsfaktoren	Aktivierung lokaler Ressourcen

FH Salzburg: Zentrum für Zukunftsstudien	
Projekttitle	Future-oriented integrated management of European Forest Landscapes
Projektziele	Das ZfZ begleitet zehn dezentrale Szenario-Prozesse, die in verschiedenen europäischen Ländern durchgeführt werden. Es bereitet die Studie vor, begleitet sie und wertet sie aus.
Erfolgsfaktoren	EU-gefördertes Projekt im Kontext des 7. EU-Forschungsrahmenprogramms
Projekttitle	Salzburg 2025: Szenarien regionaler Wirtschaftsentwicklung und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen
Projektziele	Entwicklung von Szenarien und Handlungsempfehlungen für die Bereiche Wirtschaft und Gesellschaft
Erfolgsfaktoren	Zukunftsorientiertes Forschungsdesign und projektbegleitende Kooperation mit den Akteuren

MCI: Zentraler Dienst für Wirtschaft- und Sozialforschung	
Projekttitle	Senior 2030 - Herausforderungen der Altenhilfe bewältigen
Projektziele	Entwicklung eines Instruments um Bedürfnisse der Klientel in der Altenhilfe zu messen- Erhebung der Kunden- und Klientenzufriedenheit in der Altenhilfe. Entwicklung eines Prozessmodells zur Messung und Analyse des Leistungsspektrums in Einrichtungen der Altenhilfe.
Erfolgsfaktoren	Neuentwicklung eines Best-Practice-Modells der stationären und ambulanten Altenhilfe.
Projekttitle	Schulsozialarbeit in Tirol
Projektziele	Erstellung der Bedarfs- und Akzeptanzanalyse in Bezug auf die Problemeinschätzung an den Schulen und Chancen für Schulsozialarbeit
Erfolgsfaktoren	Aus diesem Projekt und Folgeprojekten sind erste Stellen in der Schulsozialarbeit für Tirol hervorgegangen.

FH Vorarlberg: Forschungsbereich Sozial- und Wirtschaftswissenschaften	
Projekttitle	Evaluation des Areals „Am Garnmarkt“ in Götzis
Projektziele	Sozialwissenschaftliche Begleitung eines multifunktionalen Bauprojekts in der Marktgemeinde Götzis. Bedarfs- und Akzeptanzanalysen in der Allgemeinbevölkerung sowie bei den Anrainern im neu gebauten Areal.
Erfolgsfaktoren	FH-interne, disziplinübergreifende Kooperation mit dem Forschungszentrum Nutzerzentrierte Technologien. Aktuelle Thematik (Ambient Assisted Living). Breite Kooperation zwischen Gemeinde, Bauträger und FH. FFG-Förderung.



PSYCHOTHERAPIE-AUSBILDUNG

Fachspezifikum Psychodrama

Abschluss mit Master of Science (MSc)
7 Semester, berufsbegleitend

Beginn der nächsten Lehrgänge:
26.04.2013 - MSc 12 in Graz/Klagenfurt
08.11.2013 – MSc 13 in Wien/Krems und MSc 14 in Salzburg/Krems

Details: www.psychodrama-austria.at
Anmeldung: psychodrama@oeagg.at
T: 0043-1-2559988

Literatur

Europäische Kommission (2008): Der europäische Qualifikationsrahmen für lebenslanges Lernen. URL: http://ec.europa.eu/education/lifelong-learning-policy/doc/eqf/brochexp_de.pdf; download am 22.01.2013.

FFG (2013): URL: <http://www.ffg.at/>; download am 22.01.2013.

FHStG – Fachhochschul-Studiengesetz (2013): URL: http://www.jusline.at/8_FHStG.html; download am 22.01.2013.

Fredersdorf, Frederic (2012): Empirische Sozialforschung an sozialarbeiterischen Studiengängen österreichischer Fachhochschulen. In: Zeitschrift für Hochschulentwicklung (ZFHE) Jg.7 / Nr.1.

Kastner, Johann (2009): Forschung und Entwicklung. In: H. Holzinger & W. Jungwirth (Hrsg.): 15 Jahre Fachhochschulen in Österreich. Facultas: Wien: 172-187.

Pichler, Erika (2012): FH-Forschung: Wunsch und Wirklichkeit. In: DiePresse.com, 16.03.2012. http://diepresse.com/home/bildung/weiterbildung/741046/FHForschung_Wunsch-und-Wirklichkeit; download am 22.01.2013.

Posch, Klaus & Fredersdorf, Frederic (2012): Soziale Ungleichheit und soziales Kapital: Können in unserer Gesellschaft nur mehr die Schnellen, Reichen und Schönen überleben? In: FH Joanneum (Hrsg.): Tagungsband 5 – Soziale Ungleichheit und soziales Kapital. Graz: FH Joanneum: 7-13.

¹ Förderschwerpunkte im Bereich Humanressourcen: Young Experts in KMU, Förderung von Frauen in Forschung und Technologie, Forschungskompetenzen für die Wirtschaft. / Sieben weitere Förderlinien sind: Lebenswissenschaft, Informationstechnologie, Material und Produktion, Energie und Umwelt, Mobilität, Weltraum und Sicherheit. Unter dem Label „weitere Themen“ legt die FFG zudem Förderprogramme zu aktuellen Bereichen auf. Eine Übersicht dieser Themen belegt erneut die Fixierung auf wirtschaftsspezifische Fragestellungen.

² Gemeinsam mit dem Verkehrsministerium (MB-VIT) fungiert das BMWFJ als Träger der FFG.

³ Vgl. Fachhochschule Kärnten 2010: 216

Prof. (FH) Dr. habil Frederic Fredersdorf, ist examinierter Sport- und Geschichtslehrer, promovierter Soziologe und habilitierter Erziehungswissenschaftler – Studien an der Freien und Technischen Universität Berlin. Nach freiberuflicher Tätigkeit als Sporttrainer ist er seit 1988 im Bereich der tertiären und quaternären Bildung als Sozialforscher und Bildungsmanager tätig, davon seit 1991 in leitender Funktion. Zwischen 2002 und Frühjahr 2009 leitete er die sozialarbeiterischen Studiengänge an der FH Vorarlberg und seit April 2009 den dortigen Forschungsbereich Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Seit 2012 ist er Mitglied und zweiter Vorsitzender der Josef Ressel Kurie im Senat der Christian Doppler Gesellschaft.



Bedeutung des Sozialkapitals in der kommunalen Gesundheitsförderung

zur Stärkung der gesundheitlichen Chancengerechtigkeit im Sinne der Health in All Policies Strategie

Text: Prof. (FH) Mag. Dr. MPH Erwin Gollner und Silvia Tuttner BA, MA

„Gesundheit für alle“ ist eine entscheidende Strategie der Weltgesundheitsorganisation mit dem Ziel, dass „alle Menschen der Welt, [...] ein Gesundheitsniveau erreichen, das ihnen erlaubt, ein sozial und wirtschaftlich produktives Leben zu führen“ (WHO, 1993). Gesundheitliche Unterschiede sind nicht zwingend kausal bedingt durch gesundheitspolitische Probleme. Vielmehr stehen soziale Ungerechtigkeiten in mittelbarem Zusammenhang mit dem Gesundheitszustand der Bevölkerung. (Mielck, 2005) Zur Förderung der gesundheitlichen Chancengleichheit müssen laut Whitehead & Dahlgren (1991) spezifische Gesundheitsprobleme vermieden, Lebensbedingungen verbessert und die gesundheitliche Chancengleichheit in der Gesundheitspolitik integriert sein. Die Stärkung des Sozialkapitals im Rahmen der Gesundheitsförderung und Sozialen Arbeit im kommunalen Setting und die Nachhaltigkeit von Maßnahmen und Strukturen stellen dabei entscheidende gesundheitspolitische Ansätze zur Verringerung der gesundheitlichen Ungleichheit dar. (ebd., 312-313)

Stärkung des Sozialkapitals

Aus dem Grundsatz der Ottawa Charta (WHO, 1986) – „Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen, dort wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben - ergeben sich die Ansätze der Gesundheitsförderung in den Settings Gemeinde und Stadt (Trojan, 2007). Settings, also Lebensbereiche, sind immer Teil eines

übergeordneten Systems in denen sich Menschen bewegen. Daher ist es entscheidend, dass die unterschiedlichen Bereiche in der Gesundheitsförderung und der Sozialen Arbeit kongruente Ziele verfolgen, um durch die dadurch gewonnenen Synergieeffekte, Maßnahmen erfolgreich umsetzen zu können. (Naidoo & Wills, 2003) Der Aufbau sozialer Beziehungen bzw. sozialer Ressourcen durch gesundheitsförderliche Aktivitäten im kommunalen Setting steigert die Motivation der Bevölkerung zur Verbesserung ihres Lebensstils. (Schlicht, 1998) Gesundheitsmaßnahmen im kommunalen Lebensbereich Gemeinde setzen sich mit den wesentlichsten Einflussfaktoren auf die Gesundheit auseinander. Im Fokus liegen soziale Strukturen, Lebens- und Umweltbedingungen sowie politische Einflüsse. Viele Rahmenbedingungen werden auf nationaler Ebene vorgegeben, dennoch bieten Settings viele Möglichkeiten für innovative Maßnahmen und Projekte, in denen die Partizipation und das Empowerment der BürgerInnen, sowie gesundheitliche Chancengleichheit als Grundvoraussetzungen gelten. (Naidoo & Wills, 2003) In diesem Zusammenhang wird die Bedeutung der Stärkung des Sozialkapitals durch soziale Unterstützungsleistungen im Rahmen der settingorientierten Gesundheitsförderung deutlich. Die soziale Unterstützung innerhalb unterschiedlicher Netzwerke zählt zu den entscheidendsten Gesundheitsressourcen der Menschen und trägt zur Wiederherstellung der Gesundheit, zur Bewältigung von chronischen Er-

krankungen bzw. zur Erhöhung der Gesundheitskompetenzen bei. Es existieren unterschiedliche Formen der sozialen Unterstützung, die emotionale Unterstützung (Wertschätzung), die praktische Unterstützung (finanziell, materiell, Dienstleistungen) und die Unterstützung zur Bewertung bzw. zur Entscheidungsfindung. (Trojan & Legewie, 2001). Familie und Kommune sind die wichtigsten Orte der sozialen Unterstützung. Die Identität mit der unmittelbaren Umwelt ist ein wichtiger Faktor des Wohlbefindens. Das Zuhause und das nächste Umfeld, die Gemeinde, stellen den Mittelpunkt des alltäglichen Lebens eines Menschen dar und beeinflussen durch vorhandene oder nicht vorhandene soziale Strukturen deren Gesundheit. (ebd.) Die Zielpopulation wird durch das Wirken der Gesundheitsförderung und der Sozialen Arbeit in ihrer unmittelbaren Lebenswelt angesprochen. Die Lebenssituation bzw. -bedingungen bestimmen maßgeblich die Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung und der positiven Lebensgestaltung. Programme zur nachhaltigen Entwicklung von Gemeinden, wie z.B. die „Lokale Agenda 21“ integrieren auch gesundheitsbezogene und soziale Bereiche um Strukturen aufzubauen, die das Sozialkapital der Bevölkerung stärken. (Kleiß, 2008). Soziale Kontakte entstehen durch gemeinsame Werte und Handlungen. Ein Vorrat an dementsprechenden aktiven Kontakten kann als „Sozialkapital“ definiert werden. Es entstehen soziale Gruppen, die einem bestimmten Habitus folgen. Dieser ist das „Ergebnis

der Sozialisation in einem bestimmten sozialen Raum [...] und in einer bestimmten sozialen Zeit“ (Badura, 2008). AkteurInnen der Gesundheitsförderung und der Sozialen Arbeit arbeiten mit EntscheidungsträgerInnen und MultiplikatorInnen. Sie beeinflussen durch Beratungsleistungen sowie Maßnahmen zur Prozessbegleitung die Stärkung des Sozialkapitals in einem Setting und fördern dadurch die nachhaltige Entwicklung gesundheitsförderlicher Lebensbedingungen. (Kleiß, 2008) Der MultiplikatorInnenansatz gilt in der Gesundheitsförderung als wichtiges Qualitätskriterium für „Good Practice“. Der Einsatz von „Schlüsselpersonen“ (Angehörige der Zielgruppe) erhöht die Reichweite in Bezug auf den Austausch von Informationen und Botschaften. Dieser Ansatz wird dadurch zur wichtigen Strategie in Bezug auf den nachhaltigen Auf- und Ausbau von Kompetenzen und Strukturen zur Förderung gesundheitsförderlicher Lebensweisen. Für eine erfolgreiche Umsetzung dieses Konzeptes ist es entscheidend, dass den MultiplikatorInnen eine adäquate Unterstützung hinsichtlich Motivation, praktischer Relevanz, Begleitung und Kontrolle zu Teil wird. Intersektorale Vernetzungen bzw. Kooperationen wirken diesbezüglich unterstützend und fördern somit diesen niederschweligen Ansatz der Gesundheitsförderung, der für die Nachhaltigkeit eines Projektes essentiell ist. (Nickel, 2007) Nachhaltigkeit ist nicht nur ein Thema der Ökologie sondern gilt auch in der Gesundheitsförderung als zentrales Ziel. Nachhaltigkeit in der Gesundheitsförderung bedeutet, dass auch nach der ersten Phase der Implementierung der Nutzen gesundheitsförderlicher Maßnahmen für die gesamte Bevölkerung bestehen bleibt (Trojan, 2010). Eine nachhaltige Gesundheitsentwicklung steht im Fokus von „New Public Health“. Daraus entstehen innovative Projekte und Programme, die im Rahmen einer gesundheitsförderlichen Gesamtpolitik nachhaltig zur Verbesserung der Bevölkerungsgesundheit beitragen und deren Effektivität gewährleisten.

Nachhaltige Entwicklung ist ein gesellschaftlich geprägter Prozess und gilt als Maxime zur Verbesserung der gesundheitlichen Situation in einem bestimmten Setting durch die Förderung der gesundheitlichen Chancengleichheit. Die Basiskonzepte Settingansatz, Kapazitätsentwicklung, Health in All Policies und die Organisationsentwicklung schließen die Nachhaltigkeit mit ein und fördern dauerhafte gesundheitsförderliche Veränderungen. Eine Umsetzung im kommunalen Setting legt den Grundstein zur „nachhaltigen Gesundheit“ in der Bevölkerung (Trojan & Süss, 2011, www).

Kooperation zwischen den Sektoren

Zur Förderung der Nachhaltigkeit tritt die Strategie einer gesundheitsfördernden sektorenübergreifenden Gesamtpolitik (Health in all Policies), in den Vordergrund. Es werden dadurch die Voraussetzungen für die Gesundheit der Bevölkerung in allen gesellschaftspolitischen Bereichen berücksichtigt. (Jousilahti, 2006) Eine gesundheitsförderliche Gesamtpolitik wurde bereits im Jahr 1986 in der Ottawa Charta als Handlungsfeld festgehalten. Während der finnischen EU-Ratspräsidentschaft 2006 wurde die HiAP Strategie in den Mittelpunkt der Arbeiten im Bereich Gesundheit gestellt. Dabei wurde festgehalten, dass neue innovative Strategien zur Gesundheitsförderung über die etablierten Bereiche wie der Medizin und des Gesundheitswesens hinausgehen müssen. Zudem müssen Kooperationen zwischen den verschiedenen Sektoren entstehen, um Lösungen zu finden, die zur Stärkung der sozialen Ressourcen und der Verbesserung der Bevölkerungsgesundheit beitragen. Neue Herausforderungen im Gesundheitswesen fordern die Berücksichtigung der Gesundheitsdeterminanten und die Abschätzung von Gesundheitsfolgen bei politischen Entscheidungen. Die Herausforderungen für das Gesundheitswesen im 21. Jhd. verlangen entschlossener und demo-

kratischere Herangehensweisen, um Lösungen bzw. alternative Strategien zur Verbesserung der Bevölkerungsgesundheit zu finden. Die Gesellschaft erkennt den dringenden Handlungsbedarf jedoch nur ansatzweise. Es gilt zu begreifen, dass die individuelle Art zu leben von unterschiedlichen Rahmenbedingungen abhängt und dadurch die nachhaltige gesundheitliche Entwicklung der Bevölkerung beeinflusst. (Gollner & Tuttner, 2011) Im Rahmen der Sozialen Arbeit werden Erkenntnisse und Interessen auch außerhalb des sozialpolitischen Ressorts offensiv debattiert. Die Regionalpolitik, die Wirtschaftspolitik, die Familienpolitik und auch die Bildungspolitik sind wichtige Ressorts, in denen soziale Themen eine zentrale Rolle spielen. In der Umsetzung einer gesundheitsfördernden sektorenübergreifenden kommunalpolitischen Politik (Health in All Policies) zählen soziale Perspektiven folglich zu den Prämissen.

Nachhaltige und langfristige Planung notwendig

Empirische Ergebnisse zeigen, dass eine sozial benachteiligte Lebenssituation, die Chance gesund zu sein bzw. zu bleiben verringert. Es präsentieren sich signifikante statusspezifische Unterschiede in der Häufigkeit von chronischen Erkrankungen wie, Diabetes mellitus und chronischer Bronchitis sowie beim Auftreten von Herzinfarkten und Schlaganfällen. Soziale Ungleichheit und die daraus resultierende gesundheitliche Ungleichheit spiegelt sich auch deutlich im Bereich der psychischen Gesundheit wider. Personen mit einem niedrigen sozioökonomischen Status sind wesentlich häufiger mit psychischen Erkrankungen konfrontiert als Personen in höheren Statusgruppen. Gründe dafür liegen unter anderem in dem eher riskanten Lebensstil innerhalb niedrigerer Statusgruppen. In diesem Zusammenhang spielt der Bildungsstatus eine entscheidende Rolle. Sozial benachteiligte bzw. bildungsfremde Bevölkerungsgruppen rauchen häu-

figer, sind vermehrt übergewichtig und weisen ein eher unzureichendes Bewegungsverhalten auf. Diese vermehrte Krankheits- und Beschwerdelast innerhalb sozial benachteiligter Personengruppen korreliert mit einer dementsprechenden höheren Mortalität. Auch in Bezug auf die Lebenserwartung zeigt sich ein ähnliches Bild. Männer und Frauen in niedrigen Einkommensgruppen haben eine deutlich geringere Lebenserwartung als Personen mit einem hohen Einkommen. (Lampert & Mielck, 2008). Das Erreichen der gesamten Zielgruppe mit gesundheitsrelevanten Aktivitäten innerhalb eines Settings wird aufgrund dieser Gegebenheiten maßgeblich erschwert. Der Zugang zu vulnerablen Gruppen erfordert eine angemessene „Beziehungsarbeit“ durch das Projektteam. Kulturelle und vor allem informelle Aspekte müssen beachtet werden um adäquate Angebote schaffen zu können, die alle sozioökonomischen Statusgruppen anspricht und zu einem verbesserten Gesundheitsverhalten animiert, um den Grundstein für „Gesundheit für alle“ legen zu können. Effektive Aktivitäten der kommunalen Gesundheitsförderung erfordern eine längerfristige Projektplanung über das Projektende hinaus. Es müssen Rahmenbedingungen geplant und geschaffen werden, die die Lebensqualität, die Zufriedenheit der Bevölkerung und die gesundheitliche Chancengleichheit heben und so zur Verbesserung der Gesundheit weiter Bevölkerungsgruppen beitragen. Langfristig betrachtet, wirken sich diese Parameter auf die statistischen Daten zur Bevölkerungsgesundheit aus. Eine Senkung der Krankheitslast und der krankheitsbedingten Todesfälle sowie eine Steigerung der „Lebensjahre in Gesundheit“ sind absehbare Ergebnisse einer chancengerechten und sektorübergreifenden Gesundheitspolitik. Entscheidend für die Erreichung der Projektziele ist es, die Motivation aller Projektbeteiligten aufrecht zu erhalten, Informationen breit zu streuen und immer wieder kurz- und mittelfristige Erfolge aufzuzeigen damit

den Zielgruppen der Nutzen bewusst gemacht werden kann und somit die Stärkung des Sozialkapitals bzw. der gesundheitlichen Chancengleichheit erhöht werden kann um eine nachhaltig positive Gesundheitsentwicklung der Bevölkerung erreichen zu können.

*Das Projekt wurde finanziert vom Fonds Gesundes Österreich, einem Geschäftsbereich der Gesundheit Österreich GesmbH

Literatur:

Fonds Gesundes Österreich (2005). *Nachhaltigkeit in der Gesundheitsförderung*. Verfügbar unter: <http://www.fgoe.org/gesundheitsfoerderung/infos/nachhaltigkeit-in-der-gesundheitsfoerderung>.

Gollner, E., Tuttner, S. (2011). Nachhaltigkeit in der kommunalen Gesundheitsförderung am Beispiel des Herz-Kreislauf Modellprojekts „Gemeinsam gesund im Bezirk Oberwart“. In Fachhochschulstudiengänge Burgenland GesmbH (Hrsg.), *Nachhaltigkeit in der Gesundheitsförderung* (S. 5-14). Eisenstadt: Weber.

Jousilahti, P. (2006). The promotion of heart health: a vital investment for Europe. In T., Stahl, et al. (Ministry of Social Affairs and Health, Hrsg.), *Health in All Policies: Prospects and Potentials* (S. 41-63). Finnland. Verfügbar unter: http://www.euro.who.int/observatory/Publications/20060915_2 [25.10.2009].

Kleiß, H. (2008). Sozialkapital stärken – eine Aufgabe der Sozialen Arbeit? Verfügbar unter: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/66/78.pdf>

Lampert, T & Mielck, A. (2008). *Gesundheit und soziale Ungleichheit. Eine Herausforderung für Forschung und Politik*.

Mielck, A. (2005). *Soziale Ungleichheit und Gesundheit. Einführung in die aktuelle Diskussion*. Bern: Huber.

Naidoo, J., Wills, J., (2003). *Lehrbuch der Gesundheitsförderung: Gesundheitsbezogene Gemeinwesenarbeit und Gemeinwesenentwicklung*. Köln: Verlag für Gesundheitsförderung.

Nickel, S. & Trojan, A. (2011). *Capacity Building/ Kapazitätsentwicklung: Leitbegriffe der Gesundheitsförderung (BZgA)*. Verfügbar unter: <http://www.bzga.de/leitbegriffe/?uid=ad473a38b5d8f056098d18e8465ac5f4&id=angebote&idx=146> [10.11.2011].

Nickel, S. (2007). „Multiplikatorenkonzept als ein Kriterium für Good Practice in der Gesundheitsförderung. Hannover.

Qualitätsentwicklung in Gesundheitsförderung und Prävention, Quint Essenz, (2010). *Nachhaltigkeit von Projekten*. Verfügbar unter: <http://www.quint-essenz.ch/de/topics/1163>.

Penz, H. (2008). *Gemeindebezogene Gesundheitsförderung. Eine Fallstudie zu etablierten Konzepten*

in der landesweiten Umsetzung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Reis-Klingspiegl, K., Pöcheim, E., Schlemmer, G. (2005). *Community Readiness oder Kairos, die Kunst des rechten Augenblicks. Wissen und Intuition für eine schwierige Praxis*. In: M., Sprenger (Hrsg.). *Public Health in Österreich und Europa* (S.33-39). Graz: Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Abteilung 3-Wissenschaft und Forschung.

Rosenthal, T., Wagner, E. (2004). *Organisationsentwicklung und Projektmanagement im Gesundheitswesen. Grundlagen – Methoden – Fallstudien*. Heidelberg: Economica.

Schlicht, W. (1998). *Sportliche Aktivität und Gesundheitsförderung*. In K., Bös, W., Brehm (Hrsg.), *Gesundheitssport – Ein Handbuch: Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport* (S. 44-52). Schorn-dorf: Karl Hoffmann.

Trojan, A., Süß, W. (2011). *Nachhaltigkeit und nachhaltige Gesundheitsförderung. Leitbegriffe der Gesundheitsförderung (BZgA)*. Verfügbar unter: <http://www.bzga.de/leitbegriffe/?uid=72647a189642b7898a354e3c30c181ab&id=angebote&idx=127> [05.09.2011].

Trojan, A. (2010). *Konzepte einer nachhaltigen gesundheitsfördernden Politikgestaltung*. In E., Göppel (Hrsg.), *Nachhaltige Gesundheitsförderung* (S. 125-136). Frankfurt/Main: Mabuse.

Trojan, A. (2007). *Prävention und Gesundheitsförderung in Städten und Gemeinden*. In K., Hurrelmann, et al. (Hrsg.), *Lehrbuch Prävention und Gesundheitsförderung* (S. 307-319). (2. überarbeitete Auflage). Bern: Hans Huber.

Prof. (FH) Mag. Dr. MPH Erwin Gollner; Studiengangsleiter: seit 2002 Fachhochschule Burgenland, Bachelorstudiengang Gesundheitsmanagement & Gesundheitsförderung, Masterstudiengang Management im Gesundheitswesen; Forschungsschwerpunkte: Bewegungsförderung; Kommunale und schulische Gesundheitsförderung; Organisationsentwicklung in der Gesundheitsförderung.

BA, MA Silvia Tuttner; Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Kernkompetenzbereich Gesundheit der Fachhochschule Burgenland; Forschungsschwerpunkte: Kommunale Gesundheitsförderung, Health in All Policies und Gesundheitliche Chancengleichheit.



Sozialraumorientierung Graz Mangel an anderen Aufregerthemen?

Text: Dr. Walter Perl, Jugend am Werk Steiermark

Da ich im Verdacht stehe, ein Befürworter der Sozialraumorientierung zu sein, gebe ich es am besten gleich zu: Ja, wir sind einer der so genannten „Schwerpunktträger“ die im Auftrag der Stadt Graz „sozialräumlich“ arbeiten!

Sie ahnen es schon: Es gibt in der Jugendwohlfahrt Steiermark kein auch nur annähernd so aufregendes und spaltendes Thema wie das der Sozialraumorientierung in Graz – „SO-G“¹!

Andere, aus meiner Sicht wichtigere Themen sind offensichtlich keine Diskussion wert: Etwa, dass im Jahr 2013 immer noch Kinder mit sechs Jahren und darunter in Institutionen untergebracht werden! Allen Ergebnissen der Hospitalisierungsforschung, Bemühungen um Deinstitutionalisierung und Kritiken der EU² zum Trotz. (Spezielle) Pflegeeltern wären hier die eindeutig bessere Lösung. Oder: Welche (hoffentlich positiven) Effekte hat es für die steirische Jugendwohlfahrt, wenn bereits zwei Drittel für mobile Hilfen ausgegeben werden?

Damit mögen sich später Sozialhistoriker beschäftigen, wir widmen uns natürlich der SO-G: Sie verfügt über ein klares inhaltliches Konzept, formuliert von Wolfgang Hinte, mit den Prinzipien: Wille statt Wunsch, aktivierende Arbeit hat Vorrang vor betreuender, personale und sozialräumliche Ressourcen bei der Gestaltung von Arrangements beachten, Integration von verschiedenen sozialen Diensten. Höllmüller bezeichnet die SO-G als den „größten Umbau- und Neugestaltungsprozess der österreichischen Jugendwohlfahrt“ und äußert einige kritische Anmerkungen auf die ich im Folgenden einzugehen versuche.

Dass die Frage Wille versus Wunsch der KlientInnen mehr eine rhetorische ist sehe ich ähnlich, dass die Mitwirkung der Betroffenen und der Einsatz ihrer Ressourcen erforderlich ist, ist aber evident. Erweitern möchte ich diese Thematik um den „Wunsch der Professionisten“, der oft bei Zieldefinition und Ausgestaltung der Hilfen wirksam wird. Dass sich dann nicht die erhofften Effekte einstellen, ist ebenfalls evident. Genau ist diesem Punkt ist es die entscheidende Aufgabe der Fachkräfte in der SO-G, die KlientInnen dabei zu unterstützen, von einem „passiven“ Wunsch zu einem „aktiven“ Willen zu gelangen in der Absicht, wirksame Hilfen konstruieren zu können.

Das Grundproblem der österreichischen Jugendwohlfahrt ortet Höllmüller im „Mangel an fachlicher Kontrolle“. Das Sozialraumteam (SRT) als Fachteam mit dem Ziel der Qualitätssicherung hat gerade hier seine Stärken und ist keine Bürokratisierung. Behandelt werden im SRT übrigens nicht alle Gefährdungsfälle, sondern alle offenen Hilfeplanfragen. Auch ist die klare Unterscheidung zwischen Gefährdungs- und Freiwilligenbereich mit jeweils festgelegten Vorgehensweisen ein entscheidender Qualitätsfaktor.

Kritik wird an der Trägerstruktur geäußert, insbesondere an der angeblichen Monopolisierung. Wir als Schwerpunktträger erhalten aber lediglich ca. 10% des Sozialraumbudgets – Monopole sehen anders aus! Dass versucht wurde, an die 2009 bestehende Trägerlandschaft anzuschließen, mag teilweise misslungen sein. Für den Regelbetrieb wird wohl eine Ausschreibung zur Anwendung kommen müssen. Strikt getrennt sehen möchte ich jedenfalls das

Fachkonzept von der Frage der Trägerstruktur.

Dass der Zukauf der Leistung nicht fallbezogen erfolgt, sondern in Form einer Personenfinanzierung, erleichtert die Realisierung des Konzepts und spart Verwaltung.

Eine Evaluation ist ausständig – keine Frage - nur: Projekte der Sozialraumorientierung sind die am besten evaluierten Umgestaltungsversuche der letzten Jahre. Graz soll sich hier einreihen³! Behauptungen wie die der „strukturellen Exklusion“ durch Abnahme der Fallzahlen könnten dann durch Bewertung der Zählweisen (Fall, Kind, Mehrfachhilfen, fallunspezifische Hilfen usw.) beurteilt werden.

Conclusio: Das Kind nicht mit dem Bade ausschütten! SO-G ist ein Neugestaltungsversuch der es verdient, diskutiert und weiterentwickelt zu werden. Ich schließe mich Prof. Höllmüller an: „... wertschätzender, offener und selbstkritischer Diskurs ...“!

¹ Ich schließe mich gerne der Abkürzung von Prof. Höllmüller an: „SO-G“. Höllmüller, Hubert: „Sozialraumorientierung Graz“ – zeitverzögerte Fragen zur SiÖ Sondernummer „Sozialraumorientierung – Zwischen fachlicher Innovation und institutionellen Bedingungen“. In: Sozialarbeit in Österreich, 4/12, S. 42-43.

² Europäische Kommission: Bericht der Ad-Hoc-Expertengruppe zum Übergang von der Heimpflege zur gemeindenahen Pflege. 2009. <http://opus.kobv.de/zlb/volltexte/2010/9783/pdf/Desinstitutionalisation.pdf>

³ Allerdings stehen Forscher an den erkenntnistheoretischen Grenzen: Das „Wohl des Minderjährigen“ ist gesetzlich nicht definiert, objektiv schwer zu erfassen und somit vielfältig subjektiven Faktoren ausgesetzt.



Sozialraumorientierung als transdisziplinäre Soziale Arbeit

Text: Prof. Dr. Frank Früchtel

Sozialraumorientierung wurde seit Anfang der 90er Jahre zu einem bestimmenden Fachdiskurs, einerseits durch das Programm „Soziale Stadt“, andererseits durch die sozialräumlichen Umbauprozesse der kommunalen Jugendhilfe (z.B. in Stuttgart, Frankfurt/O., Nordfriesland, Rosenheim, Berlin (vgl. Budde / Früchtel / Hinte 2006)). Mittlerweile gibt es auch Reformprojekte in der Eingliederungshilfe, die mit Inklusions- und Dezentralisierungskonzepten verbunden werden. Sozialraumorientierung ist eine Folge kritischer Selbstvergewisserung Sozialer Arbeit. Im Sinne Becks (1993, 36) könnte man sie eine *reflexive Theorie* nennen. Durch die Selbstkonfrontation mit ihren nicht intendierten Nebenwirkungen gewinnt die Soziale Arbeit neue Handlungsansätze. Kern sozialräumlicher Theorie ist folglich die Infragestellung etablierter Strukturmerkmale des Hilfesystems auf vier Ebenen (vgl.: Früchtel / Cyprian / Budde 2009).

Die *Desozialisierung-Kritik* der SRO thematisiert das Phänomen, dass professionelle Hilfe natürliche Netzwerkbeziehungen von Menschen sowie Ressourcen des sozialen Raums nur als Randvariable begreift und Hilfeleistungen durch spezialisierte Hilfeexperten zentral stellt. Experten und ihre Organisationen operieren nicht wie o.g. lebensweltliche Beziehungen nach Prinzipien von Nähe, Zugehörigkeit oder Gemeinschaft, sondern nach den Mechanismen von Recht (gesetzliche Ansprüche, Zuständigkeiten), von Wissenschaft (diagnostische Spezialisierungen) und Ökonomie (Unterstützung wird marktmäßig produziert). SRO stellt in Frage, ob sich die Prob-

leme einzelner Menschen allein durch technisch und marktmäßig erbrachte Hilfeleistungen am einzelnen Menschen lösen lassen. Gelingendes Leben ist in hohem Maße von sozialen Einbindungen und Zugehörigkeiten abhängig, die professionell nicht direkt hergestellt werden können, sondern aus Bezügen im sozialen Raum erwachsen. Die Wahrscheinlichkeit Inklusion durch Hilfe zu erreichen steigt, wenn Inklusion bereits das *Mittel* der Hilfe ist und nicht nur ihr *Ziel*. Deswegen präferiert SRO inklusive (d.h. gemeinschaftliche, re-sozialisierende) Hilfeformen, die den bisherigen *Crowding-Out*-Prozess des professionellen Helfens (Fachkräfte ersetzen und verdrängen Bürger, vgl. Fukuyama 2000) auf *Crowding-In* umstellt (Hilfesysteme werden konsequent für die Mitwirkung von Bürgern geöffnet). Sozialstaatliche Hilfearrangements bestehen dann nicht nur aus professionellen Leistungen, sondern auch aus den Ressourcen der Familiennetze, der Bürger und Zusammenschlüsse des Stadtteils. Qualitätskriterium von Hilfe ist nicht allein der technische Zielerreichungsgrad (Problemlösung), sondern auch die soziale Inklusion (Gemeinschaftsbildung, Sozialkapitalbildung). Ein methodischer Ansatz dazu ist fallunspezifische Arbeit (Hinte in KGSt-Bericht 12/1998). Fallunspezifische Arbeit entdeckt und pflegt Ressourcen, um im Bedarfsfall darauf zurückgreifen zu können, allerdings zu einem Zeitpunkt, an dem noch nicht absehbar ist, ob und wie diese Gelegenheiten genutzt werden können. Sie liegt folglich quer zum klassischen Muster linearer Planung und Behandlung (Bedarfsfeststellung, Zielplanung, Mittelfestlegung, Umsetzung, Evaluation). Ressourcen

werden stattdessen (im Rahmen von Sozialraumprojekten, Kompetenzkartierungen, One-to-ones, aktivierender Beratung, Gewinnen von Organisationen und Zusammenschlüssen) „breit“ gesammelt und in Ressourcenkarteien gespeichert, in der Erwartung, dass die darin steckenden nützlichen Gelegenheiten Einfluss auf Zielbestimmung und Lösung zukünftiger Fälle nehmen können.

Entwertungskritik: SRO ist auch Expertenkritik. Sie stellt die Frage, wie viel „Hilfe zur Selbsthilfe“ Expertenhilfe - trotz ihrer hohen Qualitätsstandards - erzeugen kann bzw. wie ausgeprägt die Nebenwirkung ist, Menschen durch Entwertung ihrer lebensweltlichen Kompetenz zu Konsumenten professioneller Interventionen zu machen. Entwertung geschieht als nicht intendierter Effekt des sozialstaatlichen Prinzips, Leistungsansprüche an Defizite zu koppeln. Dadurch wird es notwendig, dysfunktionale Aspekte in den Vordergrund zu schieben und funktionale auszublenden.

Die SRO setzt dem Entwertungsmodell ein Stärkmodell entgegen. Selbstbestimmung, Selbstkompetenz, aber auch Selbstverantwortung von Betroffenen werden darin zentral gestellt und es gilt die konstruktivistische Prämisse, dass die Bewertung menschlichen Verhaltens kontextabhängig ist. Was in einem Kontext als defizitär gilt, kann in einem anderen Kontext Kapital sein. Die Leistung Sozialer Arbeit besteht auch darin, Umwelten so zu verändern, dass vorteilhafte Kontexte für die Stärken ihrer Adressaten entstehen. Dabei ist ein methodischer Fehler, Adressaten zu einem vermeintlich guten Leben zu motivieren.

Vielmehr geht es darum, Motivationen zu finden (in der SRO spricht man vom Willen, vgl. Hinte/ Treeß 2007, S. 46ff) und daraus neue Optionen zu machen, indem Kompetenzen und Spielräume von Menschen vergrößert sowie deren Zugang zu Ressourcen erweitert wird (vgl.). Ansatzpunkt ist eine elaborierte Ressourcenerhebung der subjektiven Lebensstile, Weltansichten, Erfahrungen, Befürchtungen, Erwartungen, der individuellen Ausstattung, des sozialen Netzwerks, neben der Problemanalyse.

Weiterhin ist das Konzept des „*Heimspiels*“ bedeutsam (Hinte 1997, S. 724), das Arrangement einer Arbeitsbeziehung, in der Betroffene in eine starke Position kommen, z.B. durch die Zusammensetzung der Beteiligten liegen, den Ort des Treffens, durch den Einsatz von „*Perspektivwechslern*“ (Früchtel / Budde / Cyprian 2009, 218) oder „*Anwälten des Willens*“ der Betroffenen“ in Fallbesprechungen.

Standardisierungskritik: Das Hilfesystem ist geprägt von zunehmender funktionaler Differenzierung (Spezialisierung), Verrechtlichung und Institutionalisierung. In der Folge wird von der Komplexität und Einzigartigkeit des konkreten Falls primär bearbeitet, was zum „Standard“ der jeweiligen Organisation passt. So werden konkrete Lebenssituationen einer gewaltigen Abstraktion unterworfen, weil sie rechtlich subsumiert und arbeitsteilig bearbeitet werden.

Ziel der Sozialraumorientierung ist die „reflexive Organisation“, in der das Prinzip „*form follows function*“ versäulte Hilfeorganisationen variationsfähiger macht. Individuelle Hilfen sollen weniger vorprogrammiert sein, sondern durch Organisationsentwicklungen individuelle Arrangements, sog. Maßanzüge, werden. Die *Struktur* der sozialräumlichen Organisation folgt nicht dem Gliederungsprinzip der diagnostischen Kategorie, sondern einer raumbezogenen Zuständigkeitslogik. Organisationen, die am Raum orientiert sind, können am ehesten De-Sozialisierung verhindern, weil sie Zugang zu den Ressourcen und Regelsystemen vor Ort haben. Mit den Adressaten selbst steht der Sozialen Arbeit ein Steuerungspotenzial zur Entwicklung maß-

geschneiderter Lösungen zur Verfügung wenn Adressaten mehr als bisher an der Steuerung der Dienste beteiligt werden. Ziel ist nicht nur die Mitbestimmung im eigenen Hilfeprozess, sondern die Demokratisierung der institutionellen Hilfeproduktion. *Finanzierung:* Um das Flexibilisierungspotenzial, die Demokratisierung von Organisation und den Sozialraumbezug der Arbeit zu erhöhen, bedarf es auch eines Finanzierungssystems, das diese Ansätze unterstützt, weil gilt: „*form follows funding*“ (die Qualität der Fachlichkeit ist fundamental von der *Art* der Finanzierung abhängig). Die SRO benutzt Finanzierungsmodelle wie Sozialraumbudgets, Fallpauschalen und Persönliches Budget, um den sozialräumlichen Bezug von Hilfen und die Förderung von Selbsthilfe betriebswirtschaftlich sinnvoll machen. Eine Stärkung der fachlichen gegenüber der ökonomischen Steuerung ist notwendig, weil die Übertragung der Marktgesetze auf das Sozialsystem Wachstumsdynamiken schaffen, die dem Ziel „Hilfe zur Selbsthilfe“ entgegenlaufen.

Die *Individualisierungskritik* der SRO thematisiert, dass die strukturellen Ursachen (z.B. wirtschaftliche Entwicklungen, räumliche Segregation) der Probleme einzelner Menschen durch eine nur am *einzelnen* Menschen ausgerichtete Bearbeitung verdeckt werden. Stattdessen müssen die strukturellen Ursachen individuell erlittener Probleme rekonstruiert und auf *gesellschaftliche* Verhältnisse bezogen werden. In der SRO spielt deswegen die Thematisierung ungleicher Verteilungen von Einfluss, Besitz und Entwicklungschancen eine ausschlaggebende Rolle, geht es doch um die Gestaltung sozialen Wandels im Sinne sozialer Gerechtigkeitsideale, die immer in Spannung mit selbstbezogenen Eigeninteressen aller Akteure im Sozialen Raum stehen.

Prinzipien der SRO

1. Ausgangspunkt jeglicher Arbeit sind der Wille / die Interessen der leistungsberechtigten Menschen (in Abgrenzung zu Wünschen oder wissenschaftlich definierten Bedarfen).
2. Aktivierende Arbeit hat grundsätzlich Vorrang vor betreuender Tätigkeit.
3. Bei der Gestaltung einer Hilfe spielen

personale und sozialräumliche Ressourcen eine wesentliche Rolle.

4. Aktivitäten sind immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt.
5. Vernetzung und Integration der verschiedenen sozialen Dienste sind Grundlage für funktionierende Einzelhilfen (Hinte/Treeß 2006).

Auf theoretischer Ebene ist das Wesentliche der SRO ihr *transdisziplinärer* Ansatz. Soziale Arbeit sei ein Beruf am Schnittpunkt der Arbeit „mit Dingen, Menschen und Ideen, schreibt Staub-Bernasconi (1986). Es ginge immer gleichzeitig um ökonomische, institutionelle, soziale und kulturelle Ressourcenerschließung, um Nacherziehung, Resozialisierung, Förderung, Aktivierung und darum, gesellschaftliche Ideologien über wünschbare Zustände durchzusetzen. Ähnlich resümiert Charles Zastrow in seinem Standardwerk zur Sozialen Arbeit: „Social work practice involves viewing a problem situation in terms of the person-in-environment conceptualization and being willing and able to intervene at several different levels if necessary, while assuming any number of roles“ (Zastrow 1996, S. 581). Auf theoretischer Ebene lässt sich der Ansatz der Sozialraumorientierung deswegen als transdisziplinär beschreiben (vgl. Kleve 2003; Wendt o. J.) weil er ganz unterschiedliche Wissensbestände verknüpft. Beispielsweise wird psychologisches und ethisches Wissen des Stärkemodells mit soziologischem Wissen des Sozialkapitalmodells, ökonomischem Wissen zur Finanzierung, Organisationsentwicklungswissen zur Flexibilisierung, Wissen aus der politischen Theorie zur Steuerung kombiniert, um den disziplinären Reduktionismus, der sich auch in den klassisch versäulten Arbeitsformen der Sozialarbeit zeigt, zu überwinden. Diese systematische Verknüpfungsleistung ist das eigentlich Neue an der Sozialraumorientierung. Den Willen von Adressaten haben auch humanistische Beratungskonzepte ernst genommen, Sozialraumorientierung beschäftigt sich indes auch mit den organisatorischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen und Implikationen dieser Maxime. Sie versucht, zur Problemlösung relevantes Wissen aus unterschiedlichen Theoriebeständen neu zu verknüpfen. Ein solcher Ansatz läuft der theoretischen

Ausdifferenzierung und der beruflichen Spezialisierung entgegen, um vereinzelt Wissen langsam das Wissen über seine Verknüpfung hinzuzufügen (vgl. Münch 1995, 146). Das ist das oberflächlich betrachtet vielleicht eklektisch wirkende, transdisziplinäre Konstruktionsprinzip eines Modells aufeinanderbezogener Handlungsmaximen und Methodiken in den ansonsten auf sich selbst bezogenen und um sich selbst kreisenden Arbeitsfeldern von Einzelfallarbeit, Prävention, Vernetzung, Sozialmanagement, Organisationsentwicklung, wirtschaftlicher Steuerung, Quartiersmanagement, Sozialplanung und politischem Aushandlungsprozess. Sozialraumorientierung hat als Theorie den Anspruch, den zerlegten Facettenblick institutioneller Ordnungen durch das Weitwinkelobjektiv einer komplexen Sicht auf komplexe Dinge zu ersetzen.

Als Handlungsmodell bietet die Sozialraumorientierung vier Handlungsfelder an: Sozialstruktur, Organisation, Netzwerk und Individuum (abgekürzt durch das Akronym SONI), die in der praktischen Arbeit zum Methoden- und Arbeitsformenmix kombiniert werden und in der jedem Menge von Rollen- anforderungen für SozialarbeiterInnen stecken:

SONI-Modell der Sozialraumorientierung

Die Felder des SONI-Modells bieten eine Systematisierung, die politisches,

zivilgesellschaftliches, steuerungsbezogenes und einzelfallorientiertes professionelles Handeln für das Projekt der Sozialen Arbeit zweckdienlich verknüpft. Im Chinesischen bedeutet „田“ „etwas räumlich Definiertes. Verfeinert man das Zeichen, lassen sich andere Worte ableiten. Wenn man z. B. eine Aufteilung einfügt entsteht das Zeichen für Feld „田“. Wir benutzen dieses Zeichen als Markenzeichen sozialraumorientierter Arbeit, die ihre Planungen, Interventionen, Projekte und Evaluationen stets in jedem dieser Felder betreibt.

Literatur:

Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt / M.

Budde, Wolfgang / Früchtel, Frank / Hinte, Wolfgang (Hrsg.) (2006): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. Opladen

Früchtel, Frank / Budde, Wolfgang / Cyprian, Gudrun (2009): Sozialer Raum und Soziale Arbeit, Fieldbook: Methoden und Techniken, Wiesbaden

Früchtel, Frank / Cyprian, Gudrun / Budde, Wolfgang (2009): Sozialer Raum und Soziale Arbeit, Textbook: Theoretische Grundlagen, Wiesbaden

Früchtel, Frank / Lude, Werner / Scheffer, Thomas / Weißenstein, Regina (2001): Umbau der Erziehungshilfe, Weinheim und München

Fukuyama, Francis (2000) Social Capital and Civil Society. Washington: IMF Working paper No. 00/74.

Hinte, Wolfgang / Tress, Helga (2007): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe: Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik, Weinheim und München: Juventa

KGSt (Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsmanagement) (1998): Kontraktmanagement zwischen öffentlichem und freiem Träger in der Jugendhilfe, Bericht 12/1998, Köln

Kleve, Heiko (2003): Die postmoderne Theorie Sozialer Arbeit. Ein Beitrag zur real- und theoriehistorischen Entwicklung der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. in: Neue Praxis, 33, 3/4, S. 325 - 340

Münch, Richard (1995): Dynamik der Kommunikationsgesellschaft Frankfurt/M: Suhrkamp

Staub-Bernasconi, Silvia (1986): Soziale Arbeit als eine besondere Art des Umgangs mit Menschen, Dingen und Ideen. Zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Wissensbasis Sozialer Arbeit. In: Sozialarbeit 10 (18) 2-71

Wendt Wolf Rainer (o.J.): Transdisziplinarität und ihre Bedeutung für die Wissenschaft der Sozialen Arbeit, in: www.deutsche-gesellschaft-fuer-sozialarbeit.de

Zastrow, Charles (2004): Introduction to Social Work and Social Welfare: Empowering People, Belmont: Thomson

Prof. Dr. Frank Früchtel ist Fachhochschulprofessor an der Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozialwesen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind vielfältig, u.a.

Theorie- und Methodenentwicklung der Sozialraumorientierung & Familienrat / Family Group Conferencing

	SONI-Felder	Bezug	Risiko/ Kritik	Strategie / Funktion	Rolle von Sozialarbeitern	Methoden
S	Sozialstruktur	Kommunalpolitik	Individualisierung der Hilfe	Inklusion durch Aktivierung und Einmischung	Sozialplaner Lobbyist Organizer	Öffentlichkeitsarbeit, Leserbriefe, Unterschriftenlisten, Storytelling, Beiräte, Bürgerbegehren, Lobbying, Wissensmanagement, aktivierende Befragung, Organizing,
O	Organisation	Hilfesystem	Standardisierung der Hilfe	Reflexivität durch Form follows function	Organisationsentwickler Evaluator	Fremdbilderkundung, Zielgruppen-Sampling, Sozialraumteams, Aufmerksamkeit ausrichten, Perspektivwechsler, Ideenkonferenz, provokative Operation, Inklusionsmanagement, Beschwerdemanagement, Sozialraumbudgetierung
N	Netzwerk	Sozialer Raum	Desozialisierung der Hilfe	Re-sozialisierung der Hilfe	Netzwerker	Aktivierende Beratung, Organisationen gewinnen, Sozialraumprojekte, One-to-Ones, Kompetenzkartierung, Ressourcenkartei, Cliquenraster, subjektive Landkarten, Weitwinkelscan, Nadelmethode, Village Storming, Organization Mirror
I	Individuum	Lebenswelt	Entwertung durch Hilfe	Anerkennung durch das Stärkemonmodell des Helfens	Perspektivwechsler Anwalt	Heimspiele, Familienrat, Ressourcencheck, Arbeit mit dem Willen, Eco-Mapping, Genogramm als Ressourcenfinder



Die Entwicklung der Sozialarbeit ab 1970 bis zur Gegenwart - Teil 3

Text: DSA Maria Moritz, Vorsitzende OBDS Österreich

In den ersten beiden Teilen zur Geschichte der Sozialarbeit in Österreich, also im Zeitraum von 1945 bis ca. 1970 sind die wichtigsten Entwicklungslinien der Sozialarbeit in Österreich bereits angedeutet, die entscheidenden Impulse in der österreichischen Sozialarbeits-Landschaft eingepflanzt. Die Auswirkungen solcher Haltungen und die Politik im Sozialbereich bis 1970 lässt sich in der Sozialarbeit deutlich anhand folgender Probleme feststellen: großer Personalmangel, Nachwuchsmangel in den Ausbildungsinstitutionen, Negativbild des Berufes in der Gesellschaft, Häufung von Skandalen, die aber unter der Decke gehalten werden und nicht öffentlich behandelt werden. Der Druck im Topf steigt und in begrenzten Bereichen gibt es die Möglichkeit für Reformen. Maria Simon¹ erinnert sich zu dieser Situation:

„Der Beruf der Fürsorgerin war nicht nur in der Hierarchie der Institutionen niedrig bewertet, auch in der Öffentlichkeit war das Bild nicht günstig. Ich erinnere mich an eine Umfrage des IFES-Meinungsforschungsinstituts in den Sechzigerjahren über das Sozialprestige verschiedener Berufe. Die Befragten wurden aufgefordert, 25 Berufe in eine Rangordnung nach ihrem Prestige zu bringen. Wie zu erwarten rangierten Universitätsprofessoren und Ärzte ganz oben. Den letzten Rang nahm die Chemischputzerin ein, den vorletzten die Fürsorgerin.“ Maria Simon weiter: „Der große Umschwung kam erst in den Siebzigerjahren. Der Anstoß kam nicht von den Schulen, auch nicht von der Berufsgruppe, sondern

von der gesellschaftlichen Entwicklung. Im Gefolge der Jugendrevolte der 68er Generation, die mit der üblichen Zeitverzögerung Anfang der Siebzigerjahre auch nach Österreich überschwappte, geriet auch das Berufsfeld der Sozialarbeit in Bewegung. Ich erinnere an die Basisbewegungen zur Öffnung der Heime und der psychiatrischen Großanstalten, an die „Demokratische Psychiatrie“, an die „Kritische Medizin“, die Hausbesetzungen, die Besetzung des Schlachthofs in St. Marx, wo Jugendliche ein autonomes Jugendzentrum schaffen wollten. Es war die Zeit der Hippies und des Experimentierens mit Drogen.

Jetzt entstanden neue und für den Berufsnachwuchs interessante Aufgaben, die nach kreativen Lösungen verlangten. Die Bewährungshilfe wurde ausgebaut, die Erwachsenenfürsorge begann in zunehmendem Maß Sozialarbeiter zu beschäftigen. Auch im Jugendamt unter der damaligen Stadträtin für Jugend und Soziales Frau Gertrude Fröhlich-Sandner wurde begonnen an die Stelle von Kontrollen Dienstleistungen zu setzen. Durch die beginnende Psychiatriereform wurden die schlimmsten Missstände in der Psychiatrie gemildert. Mit einem Mal war Sozialarbeit attraktiv geworden. Die Schulen wurden geradezu überlaufen“.²

In Österreich war zu dieser Zeit die Methode des „social case work“ eine Innovation und kein Standard. In den Ausbildungen für Sozialarbeit wurde die Case-Work-Methode überall gelehrt, die Implantierung in die

großen staatlichen Wohlfahrtsträger gelang aber nur punktuell. Junge AbsolventInnen der Ausbildung standen oft nach dem Berufseintritt vor Mauern der Ablehnung. Sie mussten sich entscheiden, ob sie sich anpassen sollen oder versuchen, innerhalb der Organisationen Veränderungen herbei zu führen.

Das Menschenbild, das dem Case-Work zugrunde liegt, ist eines, das von der Psychoanalyse geprägt und ganz auf das Individuum zentriert ist und so verwundert es nicht, dass tiefenpsychologische Sichtweisen und psychologische Methoden zu dieser Zeit ebenfalls immer mehr Boden gewannen. Viele wählten diesen Weg einer psychotherapeutischen Ausbildung, um Alternativen zu den hierarchischen und unbeweglichen Grossinstitutionen zu finden. Auch diese Entwicklung wirkte sich auf die Personalsituation in der Jugendhilfe und Erwachsenenfürsorge aus.

Die Nachwehen

Nach 1968 wird auch Österreich von der Sprengkraft der „68er-Bewegung“ erfasst, Einrichtungen der Jugendwohlfahrt, der Psychiatrie, der Familienhilfe werden kritisch betrachtet, hinterfragt und neue Modelle entwickelt. Dabei spielen die Studierenden der Sozialarbeit eine wichtige Rolle. Der neu eingeführte Projektunterricht ermöglicht, Ideen und neue Konzepte in die Realität umzusetzen. Viele der Projekte sind heute etablierte Einrichtungen.

Gudrun Wolfgruber³ hält in ihrem

Vortrag „Von der Fürsorge zur Sozialarbeit – Individuelle Wohltat oder gesellschaftspolitisches Engagement“ vom 30.11.2005 fest (gekürzt):

1. „Es gibt keine politisch unabhängige Soziale Arbeit:

Politische Regelungen sind vielmehr rahmengebend für die Praxis Sozialer Arbeit und deren Ausrichtung.

2. Es gibt keine ideologiefreie Soziale Arbeit:

Soziale Arbeit war und ist immer eingebettet in bestimmte ethische, moralische und persönliche Positionierungen, die bestimmend sind sowohl für diverse Theorien über soziale Arbeit als auch das praktische Handeln der AkteurInnen selbst.

3. **Soziale Arbeit agiert immer in einem spezifischen organisatorisch-administrativen Rahmen**, unter spezifischen – staatlichen oder privaten – institutionellen Rahmenbedingungen.

4. **Soziale Arbeit ist bestimmt von spezifischen staatlich oder privaten ökonomischen Interessen:** Einerseits im Hinblick auf das Vorhandensein einer sozialarbeiterischen Handeln d.h. auf Verteilungsressourcen, aber auch in Bezug auf die politisch-ideologische Bedeutungszuschreibung eines sog. Verteilungsschlüssels. Indem sich Soziale Arbeit als öffentliche oder private Reaktion auf ökonomisch-soziale Erfordernisse versteht, hat sie somit immer auch bedürfnisorientiert zu agieren. In der ersten Nach-

kriegszeit und bis in die Mitte der 1960er Jahre stand die Behebung v. a. gesundheitlicher und sozialer Mängel im Vordergrund.

5. **Soziale Arbeit ist bestimmt von der Haltung der AkteurInnen:** Dies setzt voraus, dass die Handlung der einzelnen ProfessionistInnen nicht nur in einem Kontext politisch-ideologischer sowie ökonomischer Rahmenbedingungen vollzogen wird, sondern fokussiert auf die persönliche Verantwortung der AkteurInnen. Erwähnt sei an dieser Stelle das „doppelte Mandat“, als Charakteristikum Sozialer Arbeit, das immer gerne geleugnete Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle.

6. **Soziale Arbeit ist immer auch geleitet von einem gesellschaftlichen und individuellen Menschenbild.** D.h. inwiefern die einzelnen in der Sozialen Arbeit tätigen Personen mit den Leitbildern der jeweiligen politischen-ideologischen Rahmenbedingungen konform gehen oder nicht, hängt jeweils auch vom individuellen Menschenbild ab, nicht zuletzt von ihren individuell biografischen, sozialen und politischen Orientierungen.

7. **Soziale Arbeit ist immer auch bestimmt von unbewussten Motivierungen**, d.h. hinter Sozialer Arbeit, verstanden nun als individuelle Wohltat oder gesellschaftspolitisches Engagement verbergen sich mitunter die selben unbewussten Motivationen des eigenen sozialarbeiterischen Handelns der AkteurInnen,


**INSTITUT für konfrontative
HANDLUNGSKOMPETENZ**

1-jährige Zusatzqualifikationen

1 Perspektiven ändern, Ressourcen erkennen, neue Impulse setzen

Innerhalb der Systemischen Pädagogik weitet sich der Blickwinkel vom Einzelnen zum System, in das er eingebunden ist. Sie basiert auf einer ressourcen- und lösungsorientierten Grundhaltung und eröffnet neue Handlungsmöglichkeiten. Von den danach ausgerichteten Perspektiven und Methoden profitieren sowohl die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen als auch die Helfer, die mit ihnen arbeiten. Selbstvertrauen wird gestärkt, Handlungskompetenzen werden erweitert.

Zertifizierte Zusatzqualifikation zum/zur Systemischen PädagogenIn
Zusatzqualifikation Systemische Pädagogik
Wien: Start 09.10.2013
Infoveranstaltung: 23.05.2013 19-20 Uhr

mehrtägige Fortbildungen

2 Sprechen statt schlagen – Konfrontation als Nadelöhr zur Veränderung

Das Anti-Gewalt-Training/Konfrontative Ressourcetraining (AGT/KRT) ist ein deliktspezifisches Programm zur Behandlung von gewaltbereiten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, vor allem auch von WiederholungstäterInnen. Es handelt sich um eine sozialpädagogische Interventionsform mit psychologisch/therapeutischen Elementen. Das Training gründet sich auf aggressions- und kriminalitäts-theoretische Erkenntnisse und lerntheoretisch- kognitive Grundannahmen.

Zertifizierte Zusatzqualifikation zum/zur Anti-Gewalt-TrainerIn/ Konfrontativer RessourcetrainerIn (AGT/KRT)
Konfrontative Pädagogik im Umgang mit gewaltbereiten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen
Wien: Start 09.04.2014
Infoveranstaltung: 16.11.2013 15-17 Uhr

Konflikten konstruktiv begegnen	
	Hilfreiche systemische Sichtweisen und praktische Lösungsschritte in der Konfliktarbeit
	Wien: 22.05. - 23.05.2013 Don Bosco Haus in Wien
Grenzen setzen mit Herz:	
	Inhouse-Seminare jeweils auf Anfrage
I	Strategien der Deeskalation in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen
II	Konfrontative Gesprächsführung als Methode zur Aufarbeitung gewalteskalierter Situationen
III	Methoden der Mobbingintervention in Schulen und stationären Einrichtungen

Anmeldung erforderlich unter:
Institut für Konfrontative Handlungskompetenz

Informationen unter: www.ifkh.de
Tel.: 00 49 (0) 88 57 - 69 26 50 mail: mail@ifkh.de
Ludlmühlstrasse 41a . D - 83673 Bichl

das nicht nur die Praxis ihrer Tätigkeit, sondern vielfach bereits die Entscheidung zu einem solchen Beruf bestimmt.“

Der Sozialarbeit kommt also auch eine immens politische, gesellschaftspolitische Bedeutung in dieser Periode zu, die politische Rolle der Sozialarbeit wird offen diskutiert und gelebt.

"Hinweisen möchte ich darauf, dass all diese Fragen, ja das Soziale selbst, soziale Gerechtigkeit, Wohltat und sozialpolitisches Engagement einer Historisierung unterzogen werden müssen, d.h. dass nach ihrer Bedeutung in den jeweiligen im Wandel begriffenen gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Zusammenhängen und historischen Diskursen gefragt werden muss. Denn Fürsorge/ Sozialarbeit sind das Ergebnis diskursiver Praktiken, die - und dies scheint mir von besonderer Bedeutung - von den AkteurInnen immer auch aktiv produziert und reproduziert werden."⁴

Was wir heute unter Politisierung der Sozialarbeit verstehen und was gegenwärtig wieder laut diskutiert wird - eine Repolitisierung der Sozialarbeit, das führte damals zu Reformen und hin zum Weg zur Methodenvielfalt und zu einer "modernen" Sozialarbeit. Das „Lüftchen“ der Innovation wird dank der Energien von engagierten „FürsorgerInnen“ und StudentInnen zu einem kräftigen Reformwind. Ab 1970 entstehen z.B. im Bereich der Jugendwohlfahrt viele zusätzliche Einrichtungen und Angebote, die die Innovationen tragen und verbreiten. Die offene Haltung gegenüber Innovationen bewirkt in der Folge auch einen ständigen Input an neuen Methoden und Ideen.

“Von nun an ging es bergauf.“, erinnert sich Maria Simon.“ Zwischen der Erschließung neuer Arbeitsfelder und neuer Arbeitsmethoden und dem steigenden Selbstbewusstsein der Berufsgruppe gab es eine Wechselwirkung. Während die Fürsorgerinnen nach dem Krieg zu einer unbedeutenden Gruppe, die sich noch dazu intern befähigte, herabgesunken waren, gelang es nun zum ersten Mal, einen berufspolitisch aktiven überparteilichen Be-

rufsverband zu schaffen.

Der Berufsverband übernahm die international anerkannten Grundsätze für das Berufsbild und die Ethikstandards für Sozialarbeit. Die Sozialarbeiter in den einzelnen Dienststellen eroberten nach und nach die Aufstiegspositionen, obwohl der Mangel an Ausbildungsmöglichkeiten für Führungskräfte in der Sozialarbeit weiterhin bestehen blieb“.⁵

Große Verdienste kommen dabei Ingrid Gelinek (1938-2011) zu, sie öffnete die Sozialarbeit nach außen und stellte die Verbindung zur internationalen Community her. Ab 1968 war sie Vorsitzende des Österreichischen Berufsverbandes obds, sie war international tätig im ISS (im Internationalen Sozialdienst), sie wurde 1978 Generalsekretärin des ICSW und übersiedelte das Sekretariat nach Wien. Sie begründete die Verbindungen zu den internationalen Organisationen für den obds, der im Jahre 1966 dem IFSW (International Federation of Social Work) beitrug und bis heute im internationalen Rahmen eine sehr aktive Rolle ausübt.⁶

Einhergehend mit dem **Aufbau der Bewährungshilfe** und den Standards, die für diesen Zweig der Sozialarbeit entwickelt wurden, entwickelte sich in Österreich auch die **Supervision**. Auch die Entwicklung der Supervision hat Wurzeln in der Zwischenkriegszeit, wurde aber als ausgereifte Methode erst nach 1945 in Österreich implementiert.

“Nach 1945 wurde in Wien das Institut für Erziehungshilfe nach dem Modell der Child Guidance Clinic errichtet, wo regelmässige Supervision der Mitarbeiterinnen von Beginn an vorgesehen war.“ Rosa Dworschak, die eine Absolventin der “Vereinigten Fachkurse für Volkspflege” von Ilse Arlt war, später mit August Aichhorn zusammenarbeitete, war eine der ersten Supervisorinnen in Österreich. “Sie eröffnete 1981 den von Prof. S. Schindler konzipierten “Hochschullehrgang für Supervision” an der Universität Salzburg als erste berufsbegleitende Ausbildungsmöglichkeit zum Supervisor in Österreich, mit einem

Vortrag zum Thema “Die Entdeckung des hilfsbedürftigen Menschen im 20. Jahrhundert”. Supervision begann damit in Österreich zu einem zentralen Fortbildungs- und Qualitätssicherungsinstrument zu werden.”⁷

Von der Lebenswelt bis zum dritten Mandat

Erstmals wurde der Begriff der **Lebensweltorientierung** Ende der 1970er in Thierschs Konzept einer “lebensweltorientierten Sozialen Arbeit” eingeführt. Thiersch versucht, das Wesen eines professionellen sozialpädagogischen Selbstverständnisses und einer Struktur institutionalisierter Hilfen zu bestimmen. Lebensweltorientierung bedeutet, in Abkehr von klassischen - medizinisch geprägten (Anamnese, Diagnose, Therapie) - Hilfeformen, die individuellen sozialen Probleme der Betroffenen in deren Alltag in den Blick zu nehmen sowie den Selbstdeutungen und Problembewältigungsversuchen der Betroffenen mit Respekt und Takt, aber auch mit wohlwollend-kritischer Provokation im Zielhorizont eines “gelingenderen Alltags” zu begegnen⁸.

Das Konzept des **Empowerment** stellt dem in der Sozialen Arbeit noch immer verbreiteten defizitären Blickwinkel auf ein mit Mängeln behaftetes Klientel eine Ausrichtung auf die Potenziale und Ressourcen der Menschen gegenüber. Im Vordergrund dieses Ansatzes steht die Stärkung (noch) vorhandener Potenziale und die Ermutigung zum Ausbau dieser Möglichkeiten. Empowerment im sozialpädagogischen Handlungsfeld versucht also Menschen bei der (Rück-) Gewinnung ihrer Entscheidungs- und Wahlfreiheit, ihrer autonomen Lebensgestaltung zu unterstützen und sie zur Weiterentwicklung zu motivieren. “Anfang bis Mitte der 1980er Jahre wurde von diversen Seiten eine Entprofessionalisierung und Entbürokratisierung sozialer Tätigkeiten gefordert. Auch von professioneller Seite wurde die Eingriffsmacht beschränkt und Selbsthilfe-Bewegungen

unterstützt. Die pädagogische *Hilfe zur Selbsthilfe* machte sich zum Ziel, die Rolle des Professionellen letzten Endes 'überflüssig' zu machen. Mitte der 80er Jahre hielt Empowerment als neuer Ansatz Einzug in die Praxis Sozialer Arbeit. 20 Jahre später stellt sich die Frage, ob es sich dabei noch um ein zeitgerechtes Handlungskonzept handelt oder ob Empowerment eher der Legitimation von Einschnitten ins soziale Netz und Einschränkungen sozialer Dienstleistungen dient."⁹

Mit der Dominanz von neoliberalen Ansätzen und Praktiken auch in Österreich ist dieses Spannungsfeld einer genauen Analyse zu unterziehen. Neues Spannungsfeld in Österreich ist die Umsetzung eines Konzeptes der Stadt Graz, das Elemente der Sozialraumorientierten Sozialarbeit verwendet. Generell wird zu dieser Methode folgendes gesagt:

„Sozialraumorientierte Sozialarbeit ist eine Weiterentwicklung der Gemeinwesenarbeit, deren Grundmotiv darin besteht, dass die Ursachen von Armut und sozialer Ungerechtigkeit nur gemeinsam mit den Betroffenen bekämpft werden können. Außerdem knüpft das sozialraumorientierte Handlungskonzept an die von Hans Thiersch geprägte Lebensweltorientierung an, wonach auf klassische Einzelfallhilfe ((Anamnese - Diagnose - Therapie) verzichtet wird. Zudem wird auf Sozialkapitalkonzepte von Pierre Bourdieu, James S. Coleman und Robert D. Putnam zurückgegriffen, wie auch auf die Bourdieusche Vorstellung des Sozialen Raumes und sozialökologische Erkenntnisse der frühen Chicagoer Schule.

Sozialraumorientierung ist somit auch als Ent-Pädagogisierung und Ent-Therapeutisierung Sozialer Arbeit zu verstehen. Den "inneren Kern" des Handlungskonzeptes Sozialraumorientierung bildet der konsequente Bezug auf die Interessen und den Willen der Menschen, "dem Aspekte wie der geografische Bezug, die Ressourcenorientierung, die Suche nach Selbsthilfekräften und der über den Fall hin-

ausreichende Feldblick logisch folgen. Sozialraumorientierte Soziale Arbeit ist somit ein "hochgradig personenbezogenes" Konzept, sowie gleichzeitig eines mit sozialökologischen und auf die Veränderung von Verhältnissen angelegten Zielen. Damit kommt es zur Integration von zwei elementaren Handlungsansätzen der Sozialen Arbeit."¹⁰

Peter Pantucek meint dazu: „In der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit hingegen ist auch die so genannte fall-spezifische Soziale Arbeit untrennbar mit dem Reflektieren, Analysieren, Interpretieren, zahlenmäßigen Erfassen sowie laufenden Optimieren des Unterstützungsprozesses verwoben. Lebenswelt und Sozialraum von AdressatInnen im eigenen Feld genau zu kennen, sich systematisch und kontinuierlich dazu Wissen zu beschaffen, beschreibt diesen historisch gewachsenen beruflichen Habitus."¹¹

„Voraussetzung für das Gelingen sozialräumlicher Arbeit ist es, eine „reflexive räumliche Haltung“ auszubilden. Eine solche nimmt Homogenisierungs- und Präventionstendenzen, Milieugrenzen und Vernetzungsprobleme zum Anlass, bestimmte Zuschreibungen offen (aber nicht beliebig!) zu halten und sich dabei möglicher Begrenztheiten von Bedeutungsmustern bewusst zu werden. Ihr geht es darum, solche Muster und Zuschreibungen nicht einfach zu reproduzieren, sondern sie zu reflektieren und möglicherweise zu verändern (vgl. Kessl/Reutlinger 2007, S. 122f), wie es Winkler bereits angesprochen hat. Reflexive räumliche Haltung bietet somit kein fertiges Handlungskonzept einer möglichen alternativen Sozialraumorientierung im Rahmen sozialpädagogischer Arbeit. Sie eröffnet vielmehr einen Reflexionsrahmen für einen anderen Umgang mit den Orten und den Menschen in ihnen. Auf solche Weise bietet Sozialraumorientierung brauchbare Ansatzpunkte sowohl zur weiteren Professionalisierung der Sozialen Arbeit wie sie auch Perspektiven für die Forschung

eröffnet. Hier bietet sich ein breites Aufgabenspektrum für Aus- und Weiterbildung, das von einzelnen Fachhochschulstudiengängen und in Ansätzen in Ausbildungslehrgängen für JugendarbeiterInnen bereits aufgegriffen wird. Sozialraumorientierte Soziale Arbeit befindet sich – auch in Österreich – in Aufbruchstimmung!"¹²

C. Wolfgang Müller hat in seiner Methodengeschichte der Sozialen Arbeit (im zweiten Band: Neue Bewegungen) eine Art „Schweinezyklus“ der Bewegungen Sozialer Arbeit beschrieben („exotische“ neue Forderungen oder Projekte verlieren im Zeitverlauf diese Exotik und werden zu Regelangeboten oder Bestandteilen davon – und wieder neue Angebote entstehen ...) und uns aufgefordert, beim Auftauchen neuer Bewegungen nicht immerfort die alten Fehler zu wiederholen (zwischen Nichtachtung und aggressiver Abwehr), sondern neugierig das jeweils Neue zu sehen und es in seinem Anderssein wertschätzend und unvoreingenommen auf seine Tauglichkeit für den eigenen Handlungsalltag zu bedenken. Wohl auch ein zeitloser Erkenntnisgewinn beim Blick auf die Entwicklungen seit 1945!"¹³

Alle diese neuen Methodenansätze führten zu einer Erweiterung der Handlungsfelder in der Sozialarbeit, aber auch zu Kooperationen und Überschneidungen mit anderen Berufszweigen, die eine Definition, was Sozialarbeit macht, auch nicht leichter macht.

Dieter Kreft¹⁴ meint: „Es sieht zunächst danach aus, als sei nach 1985 wenig wirklich fachlich Neues hinzugekommen. Die „kopernikanische Wende der Sozialen Arbeit“ hat spätestens 1993 begonnen, ist unumkehrbar und auch richtig: In Zukunft muss jeder Anbieter genau benennen, welche Leistungen für welche Zielgruppe er vorhält und für wen eben nicht, was seine Leistungen kosten und wie er kontrollieren will, ob die mit der Leistung erwarteten Wirkungen (Ergebnisse) eingetreten sind

(Qualitätsentwicklung, Qualitätssicherung). Auch der damit verbundene Wechsel von der traditionellen bürokratisch-kameralistischen zur betriebswirtschaftlichen Steuerung im Rahmen eines Sozialmanagements mit neuen Instrumenten ist voll zu unterstützen. Aber nur wenn das nicht zu einem (Tunnel)blick auf die Kosten, insbesondere auf Kostensenkung und Kostenvermeidung, verkommt, sondern immer noch Wirtschaftlichkeit **und** Fachlichkeit bedeutet, ist diese Wende als Haupttrend der 2000er-Jahre zu akzeptieren und positiv zu begleiten. Im anderen Falle allerdings ist er mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln und Möglichkeiten zu bekämpfen!“

Was aber macht diese **neue Fachlichkeit** aus?

Genannt werden: ein plurales Methodenangebot, Systemorientierung im Verständnis der Beziehungen, Ressourcenorientierung in der Sicht auf den Klienten und sein Umfeld, Präventive Massnahmen aus dem Blickwinkel der Wirtschaftlichkeit und verschiedene Managementansätze aus dem Sozialmanagement und dem Qualitätsmanagement, sowie Controlling.

Gleichzeitig ist der Ruf nach **Orientierungskriterien** in der Sozialarbeit lauter denn je, bzw. deren Fehlen oder Ignorieren führt zu massiven fachlichen Mängeln und zu einem Verlust, was Sozialarbeit ausmacht und was eben die Sozialarbeit von nicht professioneller Hilfe im sozialen Bereich unterscheidet.

Silvia Staub-Bernasconi leitet daher den Unterschied zwischen einem Beruf und einer Profession aus der Einbeziehung von zwei Komponenten ab: der **wissenschaftliche Fundierung** von Methoden und Handlungsansätzen und zweitens die Einbeziehung des **Dritten Mandats**, des Ethikkodex, den sich die Profession gibt und dessen Einhaltung sie kontrolliert.

Staub – Bernasconi¹⁵: „Dieses dritte

Mandat ist zugleich die übergeordnete Legitimationsbasis für die Annahme oder Verweigerung von Aufträgen und damit für die Formulierung eigenbestimmter Aufträge. Sie ist ein eigenes, wissenschaftlich und ethisch begründetes Referenzsystem, das der Profession eine kritisch-reflexive Distanz gegenüber den AdressatInnen, der Politik, den Trägern/Finanzgebern ermöglicht, das sie aber auch je nach Problemsituation praktisch umsetzen muss (Müller 2001, S. 146, Schneider 2001)“ und weiter: “So verstandene Professionalität führt also nicht weg von einer Analyse und Bewertung der individuellen wie gesellschaftlichen Ursachen für das Leiden und die Nöte “unterprivilegierter gesellschaftlicher Gruppen” und Individuen, wie Böhmsch/Lösch dies befürchten. Mit diesem dritten Mandat müsste man auch nicht mehr endlos darüber streiten, ob Soziale Arbeit ein politisches Mandat hat (SozialExtra 2000, ferner Merten 2001). Die diesbezüglichen Auseinandersetzungen erweisen sich vor diesem Hintergrund als Schattenboxen. Denn mit ihrem Bezug auf die Menschenrechte erhält die Soziale Arbeit als Profession die Möglichkeit theoretischer wie ethischer Gesellschafts- und Trägerkritik. Sie ist also “ohne politisches Mandat politikfähig” (Müller 2001) und vor allem schliesst Professionalität diese gesellschaftsbezogene Politikfähigkeit nicht aus, sondern ein. Aber, so paradox es klingen mag: die zentrale Voraussetzung für die Politikfähigkeit der Sozialen Arbeit als Profession ist ihre Entkoppelung von der Politik und ihrer Repräsentanten. Und das ist verständlicherweise ein Grund, weshalb ein solches Mandat von verschiedenster Seite negiert, kritisiert und bekämpft wird. Zusammenfassend: **Wissenschaftsbasierung und Berufskodex** verschaffen also der Sozialen Arbeit nicht nur die Basis für unabhängige Urteile über Situation, Probleme, deren Erklärung und Bewertung sowie über die Wahl von Vorgehensweisen, sondern zudem auch eine eigene, allgemeine Legitimations- und Mandatsbasis für eigenbestimmte, professionelle Aufträge.

Sie muss bei gravierenden Problemen nicht unbedingt auf ein Mandat, einen Auftrag oder Vertrag warten, der ohnehin auf sich warten liesse.“¹⁴

Dieser Zusammenhang müsste meiner Meinung nach sowohl in der Ausbildung als auch bei Fortbildungen für SozialarbeiterInnen bewusst anhand von Beispielen erarbeitet werden und als Basis von Professionalität und Identität in der Sozialarbeit verankert werden.

¹ Maria Simon war Direktorin der Bundeslehranstalt für gehobene Sozialberufe in Wien von 1971 - 1984, ab 1976 Direktorin der Akademie für Sozialarbeit, erst zweijährig, ab 1986 dreijährig.

² ebenda

³ Gudrun Wolfruber, Historikerin, „Von der Fürsorge zur Sozialarbeit - Individuelle Wohltat oder gesellschaftspolitisches Engagement“ Vortrag am 30.11.2005 in der FH Campus Wien, gekürzt

⁴ Gudrun Wolfruber, Historikerin, „Von der Fürsorge zur Sozialarbeit - Individuelle Wohltat oder gesellschaftspolitisches Engagement“ Vortrag am 30.11.2005 in der FH Campus Wien, gekürzt

⁵ Maria Simon, Von der Fürsorge zur Sozialarbeit, Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 2. Oktober 2004 (Dr. Maria Dorothea Simon, em. Direktorin der Akademie für Sozialarbeit der Stadt Wien)

⁶ Herbert Paulischin, ehem. Vorsitzender des obds, jetzt Geschäftsführer des obds, war viele Jahre lang Vizepräsident des IFSW, die Autorin, derzeitige Vorsitzende des obds, Maria Moritz ist Mitglied im europäischen Vorstand und im Weltvorstand des IFSW.

⁷ Peter Battistich, Geschichte der Supervision in Österreich, Seite 251 ff., PDF-Dokument

⁸ Aus: wikipedia.org

⁹ Aus: Martin Becker, Empowerment, zeitgerechtes Handlungskonzept Sozialer Arbeit oder (fachliche) Legitimation für Einschränkungen sozialer Dienstleistungen?, Offenburg 2005

¹⁰ Siehe: wikipedia.org

¹¹ Pantucek, Peter, Die Sozialraumorientierung als Fachdiskurs Oder: „wissen(schaft)sbasierte Handlungsanleitungen für die Soziale Arbeit“ zitiert aus: Pantucek, P. (2007): Sozialraumorientierung und Professionalisierung: eine österreichische Perspektive. In: Haller, D.; Hinte, W.; Kummer B. (Hg.) (2007): Jenseits von Tradition und Postmoderne - Sozialraumorientierung in der Schweiz, Österreich und Deutschland. Reihe Votum. Weinheim und München.

¹² Josef Scheipl, Sozial Extra 1|2 '08 Praxis aktuell: Soziale Arbeit in Österreich und der Schweiz Sozialraumorientierung als Herausforderung

¹³ C. Wolfgang Müller (1992, 2. Aufl.). Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit. Band 2: 1945 – 1990. Weinheim/Basel.

¹⁴ Dieter Kreft, Moden, Trends und Handlungsorientierungen in der Sozialen Arbeit seit 1945 oder „Hits und Flops“ - was bleibt für heute?, Vorlesung am 7.5.2004, S. 68-89, FH NRW-Lüneburg

¹⁵ Staub-Bernasconi, S., VOM BERUFLICHEN DOPPEL- ZUM PROFESSIONELLEN TRIPLEMANDAT WISSENSCHAFT UND MENSCHENRECHTE ALS BEGRÜNDUNGSBASIS DER PROFESSION SOZIALE ARBEIT, aus SIÖ 2/2007, Sozialarbeit in Österreich,

¹⁶ ebenda

Bücher

Zusammengestellt von DSA Gabriele Hardwiger-Bartz



Stefanie Rösch, Rainer Linsenmayr
Vom Umgang mit schwierigen und gewaltbereiten Klienten
Strategien für mehr Sicherheit und Souveränität

2012, Balance Buch+Medien, 143 Seiten, Euro 25,70

Sie sind in ihrem Beruf immer wieder Beleidigungen, Drohungen und auch körperlichen Übergriffen unfreundlicher, unpunktlicher, alkoholisierter Klienten ausgesetzt?

Dieses Buch stärkt Sie im Umgang mit unüberschaubaren und schwierigen Si-

tuationen. Wie schützt man sich, wie geht man konstruktiv damit um? Das Autorenteam - Psychologin und Polizist - verbindet das psychologische Wissen um Wahrnehmung, Kommunikation und Stress mit den Erfahrungen der Polizeiarbeit. Das Ergebnis: eine äußerst hilfreiche Anleitung zur Deeskalation. Erklärende Grafiken verdeutlichen Abläufe, praktische Übungen vermitteln, wie man in bedrohlichen Situationen den Überblick behält und handlungsfähig bleibt. (Klappentext)

Wirklichkeitsnahe Situationen in der Arbeitswelt (mit chronisch unpunktlichen, alkoholisierten, unkooperativen, psychisch kranken ... bis hin zu als gewalttätig bekannten KlientInnen) werden von verschiedenen Seiten beleuchtet und konkrete Lösungsmöglichkeiten entwickelt.

Es geht um Wechselwirkungen von verschiedenen Erwartungen, Zielen, Stimmungen, Werten; um die Aus-

wirkungen von Ängsten, Grenzen und Konsequenzen im täglichen Umgang miteinander.

Ein Schwerpunkt liegt neben konkreten Sicherheitsmaßnahmen und Empfehlungen für mögliche Strategien vor allem darauf, schwierige und gefährliche Situationen schon im Frühstadium zu erkennen und deeskalierend zu wirken. Auch der notwendige Rückhalt am Arbeitsplatz wird dabei nicht vergessen.

Das Buch ist sehr gut aufgebaut - mit Querverweisen zum näheren Nachlesen in anderen Kapiteln. Es ist gut verständlich und übersichtlich. Praxisorientierte Ausführungen sind sinnvoll und übersichtlich kombiniert mit theoretischen (eher kurz und prägnant dargestellten) Hintergrundwissen, sowie mit Literaturhinweisen.

HINWEISE

Bernhard Trenkle
Dazu fällt mir eine Geschichte ein
Direkt-indirekte Botschaften für Therapie, Beratung und über den Gartenzaun

2012, Verlag Carl Auer, 167 Seiten, Euro 22,60

Jugendzentrum Papperlapapp (Hrsg.)
no strano

Grundlagen, Erfahrungsberichte und Praxis interkultureller Jugendarbeit

2013, Edition Raetia, 240 Seiten, Euro 15,90

Ronald Blaschke, Adeline Otto, Norbert Schepers (Hrsg.)

Grundeinkommen

Von der Idee zu einer europäischen politischen Bewegung

Mit einem Vorwort von Katja

Kipping

In Kooperation mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung

2012, VSA Verlag, 224 Seiten, 16,80 Euro

Ben Furmann

Gut gemacht!

Das „Ich schaffs!“-Programm für Eltern und andere Erzieher

2012, Verlag Carl Auer, 99 Seiten, Euro 15,40

Christiane Tilly, Anja Offermann

Anika Merten (Illustratorin)

Mama, Mia und das Schleuderprogramm

Kindern Borderline erklären

2012, Balance Buch+Medien, 40 Seiten, Euro 13,40

Martina Huxoll, Jochem Kotthaus (Hrsg.)

Macht und Zwang in der Kinder- und Jugendhilfe

2012, Beltz Juventa, 280 Seiten, Euro 25,70

Frieder Furler

Diakonie - eine praktische Perspektive

Vom Wesensmerkmal zum sichtbaren Zeichen der Kirche

2012, Theologischer Verlag Zürich AG, 192 Seiten, Euro 26,00

Ulf Over

Die interkulturell kompetente Schule

Eine empirische Studie zur sozialen Konstruktion eines Entwicklungsziels

2012, Waxmann, 182 Seiten, 82,90 Euro

MASTERSTUDIENGANG

soziale arbeit, sozialpolitik & -management.

Abschluss Master of Arts in Social Sciences / MA bzw. M.A.

Zeitmodell 4 Semester, Vollzeit

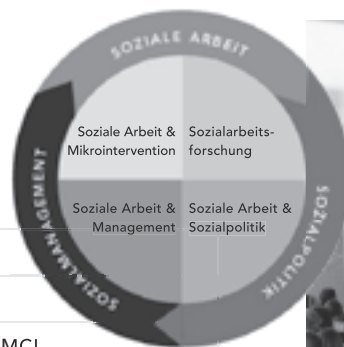
Internationales Semester im 3. Semester, an Partnerhochschule oder am MCI

Zugangsvoraussetzungen

Absolventen/-innen einschlägiger Bachelor- oder Diplomstudiengänge, Absolventen/-innen der 3-jährigen ehemaligen Akademien für Sozialarbeit und Pädagogischen Akademien; der 2-jährigen Akademien, mit zusätzlicher facheinschlägiger Weiterbildung an anerkannten postsekundären Bildungseinrichtungen (mind. 2 Semester) oder sonstiger mind. 6-semesteriger Hochschulstudien mit sozialarbeits- und sozialwissenschaftlichem Bezug (mindestens 90 ECTS)

Berufsfeld

Absolventen/-innen sind in der Lage, die neuesten Methoden und Techniken der Sozialen Arbeit problemangemessen anzuwenden, im Rahmen der Sozialarbeitsforschung methodenrichtige Analysen über soziale Probleme, ihre Determinanten und Folgen durchzuführen, sozialpolitisch umsichtig zu handeln, soziale Systeme zu managen und soziale Einrichtungen effektiv und effizient zu führen.



© Getty Images, Kai Dietrich, MCI, MCI-Spluttini

MCI MANAGEMENT CENTER INNSBRUCK – DIE UNTERNEHMERISCHE HOCHSCHULE®

6020 Innsbruck / Austria, Universitätsstraße 15, +43 512 2070, office@mci.edu, www.mci.edu/master-soziale-arbeit-sozialpolitik-management

openhouse.

SA 06.04.2013 9 – 14 UHR

MCI
MANAGEMENT CENTER
INNSBRUCK